

DOMO



 Ringier

Unternehmensmagazin
Juni 2012

Boulevard
**Welche Fotos
sind erlaubt?**

Giovanni di Lorenzo
**Der Chefredaktor
der «Zeit» fordert
die Frauenquote**

Carl Bernstein

Der Held von Watergate

Exklusiv-Interview mit dem Star-Reporter

4 Grauzone

Welche Fotos darf eine Boulevardzeitung zeigen? Und welche Bilder sind tabu?

8 Interview

Blick-Chef Ralph Grosse-Bley geht bei der Bildauswahl oft «haarscharf an die Grenzen»

10 Cover

Vor 40 Jahren deckten Bob Woodward und Carl Bernstein den Watergate-Skandal auf

14 Exklusiv

Star-Reporter Carl Bernstein über die Hintergründe von Watergate

16 Blickpunkt Ringier

Die besten Pressefotos des Quartals - aus allen Ländern

18 Giovanni di Lorenzo

Der Chefredaktor der «Zeit» über Vaterschaftsurlaub, Frauenquote und abendliche Tischgebete

22 Michael Ringier

Der Verleger über Schweine, Körbe und andere grossartige unternehmerische Leistungen

24 Inhouse

Das chinesische Kochmagazin Betty's Kitchen: Food-Fotografie auf allerhöchstem Niveau

26 Ringier trifft Stars

Michael Merz im Landhaus von Startenor Luciano Pavarotti

29 Talk

Fragen an CEO Marc Walder

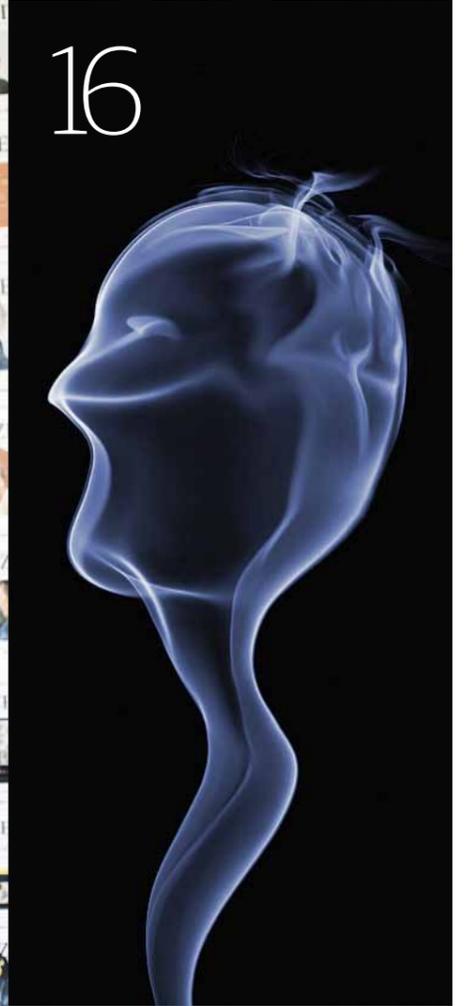
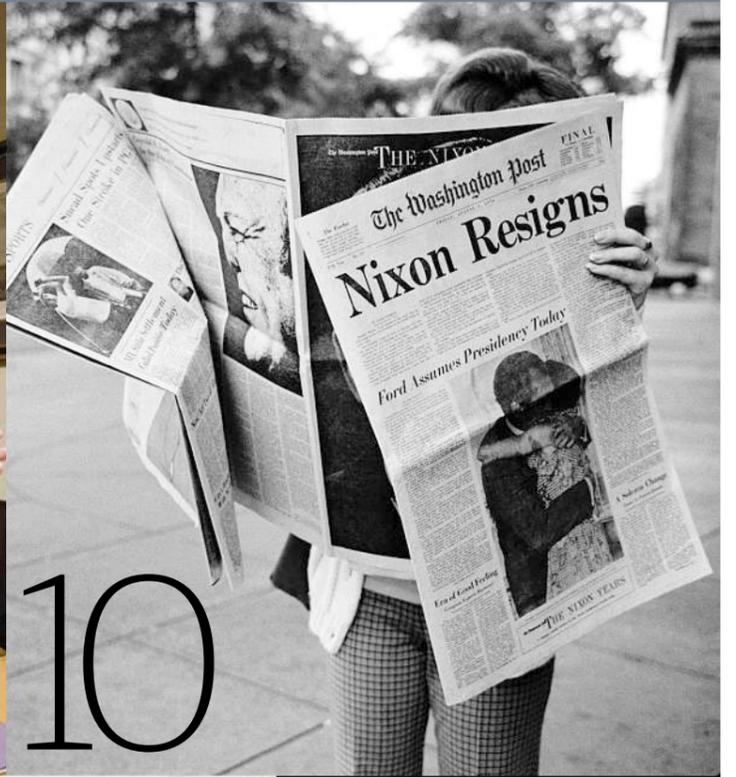
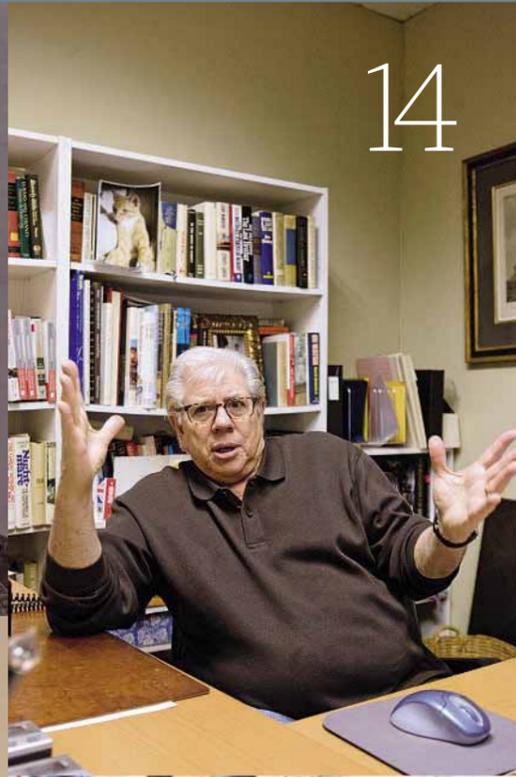
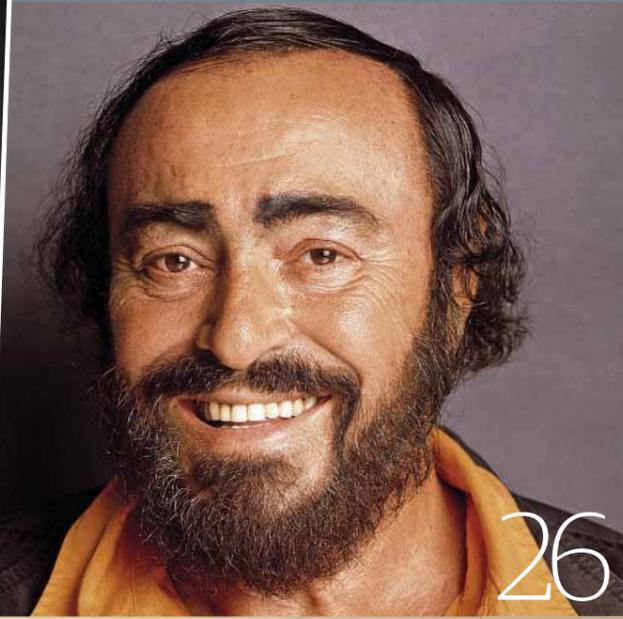
30 Unter uns

Dienstjubiläen / Kolumne

Coverfoto: Jennifer S. Altman/
Contour by Getty Images

Impressum

Herausgeber: Ringier AG, Corporate Communications. **Leitung:** Matthias Graf, CCO, Dufourstrasse 23, 8008 Zürich, Telefon +41 44 259 63 61. **Chefredaktor:** Andi Kämmerling, Telefon +41 44 259 68 64, Fax +41 44 259 86 35, andikaemmerling@ringier.ch. **Redaktionelle Mitarbeit:** Hannes Britschgi, Stephanie Ringel, Edi Estermann, Ulli Glantz (visuelle Umsetzung), Helmut-Maria Glogger, Peter Hossli. **Übersetzer:** Xavier Pellegrini/Textes.ch, (Genève), Claudia Bodmer (Zürich), Imre Hadzsi/Word by Word (Budapest), Radu Ovidiu Preda (Bukarest), Lin Chao (Yuan Pei Translation, Peking). **Grafisches Konzept:** Stéphane Carpentier. **Layout/Produktion:** Nadine Zuberbühler, Adligenswil (Schweiz), Jinrong Zheng (China). **Bildbearbeitung:** Ringier Redaktions Services Zürich. **Druck:** Ringier Print Ostrava und SNP Leefung Printers. Nachdruck (auch auszugsweise) nur mit Einverständnis der Redaktion. **Auflage:** 12 400 Exemplare. **DOMO** erscheint in Deutsch, Englisch, Französisch, Rumänisch, Ungarisch und Chinesisch.



Fotos: Thomas Buchwalder, Contrasto/Dukas, Ron Haviv/VII, Alex Webb/Magnum, Heiko Junger/POOL/AFP Photo, Bodo Vitus/Ostkreuz, Thomas Herbrich, Guido Harari/Contrasto/Dukas

Das ...



... oder das?

Was darf Boulevard zeigen?

Welche Fotos darf eine Boulevardzeitung drucken? Und welche sind tabu? Die juristischen Grenzen sind weitgehend durch Gesetze geregelt. Moralisch ist diese Frage nicht so einfach zu beantworten, die ethische Grauzone ist gross. Und ebenso gross ist das Risiko, bei diesem Balanceakt ungewollt abzustürzen.

Text: Andi Kämmerling. Fotos: F. Bensch/Reuters, H. Junge/Scanpix/Reuters, Chang W. Lee/NYT/AFP/EPA/Keystone, J. Jimenez/Primera Hora/Getty Images, L. Gillieron/Keystone, Blick/privat, Getty Images (2)

Das Foto eines hämisch lächelnden Massenmörders auf der Titelseite einer Zeitung - geht das? Die zum rechtsradikalen Gruss geballte Faust in Grossaufnahme - ist das journalistisch verantwortungsvoll? Oder wird dem Täter damit eine politische Bühne geboten? Der Prozess gegen den Norweger Anders Behring Breivik, der

im letzten Sommer 77 Menschen umgebracht hatte, stellte die Medien vor grosse Herausforderungen: Wie sollte über einen derart menschenverachtenden Mörder berichtet werden? Dass berichtet werden muss, war aufgrund der Relevanz unstrittig. Allein 430 ausländische Journalisten wurden akkreditiert. Einige druckten

Anders Behring Breivik, der 2011 in Norwegen 77 Menschen getötet hat, zeigt beim Prozess provokativ seine rechtsextreme Gesinnung.

gar keine Fotos, andere beschränkten sich auf neutrale Bilder aus dem Gerichtssaal. Boulevardmedien und Fernsehsender zeigten Breivik vielfach in Grossaufnahme mit seiner rechtsradikalen Geste. Diese Bilder erregten die Gemüter. Man dürfe dem Täter kein Forum für seine wirren Thesen bieten, sagten die einen. ▶

► Der rechtsextreme Gruss sei ein Dokument für seine abstruse Geisteshaltung, konterten die anderen. Noch wesentlich kontroverser verliefen die Diskussionen zehn Jahre zuvor, als Terroristen zwei Flugzeuge in die Türme des World Trade Centers in New York lenkten. Die Bilder von CNN verbreiteten sich an jenem 11. September nach 14.48 Uhr wie ein Lauffeuer um die ganze Welt, wir wurden in Realtime Zeuge einer Tragödie, die mit dem Zusammenbruch der Türme endete. Aus den «Bildern des Terrors» wurde rasch der «Terror der Bilder». Viele Medien verzichteten aus Pietät darauf, Fotos der «Jumper» abzdrukken: Mehr als 200 verzweifelte Menschen sollen sich aus den brennenden Twin-Towers gestürzt haben. Einige von ihnen waren so deutlich abgebildet, das man ihre angstverzerrten Gesichter erkannte. Darf man sowas zeigen?

Berlusconi's Sexpartys

Die Diskussion, ob man dieses oder jenes Bild abdrucken darf, ist täglicher Bestandteil jeder Redaktionskonferenz. Nicht nur bei solch grossen Tragödien, und nicht nur bei den gescholtenen Boulevardzeitungen. Denn immer häufiger greifen auch so genannte seriöse Zeitungen Boulevardthemen auf. «Auch auf dem Cover des Spiegel geht's mittlerweile um Berlusconi's Sexpartys und Gadaffis üppige Blondinen», giftelt Kai Diekmann, der Chefredaktor der grössten europäischen Boulevardzeitung BILD gegen das deutsche Nachrichtenmagazin. Sogar die intellektuelle Neue Zürcher Zeitung druckte 2005 zum Thema «Bomben - die alltägliche Bedrohung» ein Foto ab, das den abgerissenen Kopf einer jungen palästinensischen Selbstmordattäterin zeigt. Das Bild erzeuge Abscheu, Mitleid und Unverständnis, so die NZZ-Redaktion, «also genau die Regungen, die gegenüber Terror, Krieg und Bomben angebracht sind.» Natürlich löste auch dieses Foto eine öffentliche Diskussion aus. Der Presserat beanstandete, das Bild würde die Menschenwürde nicht respektieren. Schon bald darauf meldete sich der Schweizer Rechtsphilosoph Andreas Kley: «Der Begriff Menschenwürde ist gähnend inhaltsleer. Damit kann jeder Geschmacks- oder Interessensstreit zu einem juristischen Streit hochgedrückt werden.» Bei der Bildauswahl in Boulevardredaktionen geht es meistens genau um diese Menschenwürde und das Persönlichkeitsrecht. Die Frage «können wir dieses Foto abdrucken oder ►



Erschreckend ...

2001 - Terror: Die einstürzenden Twin Towers ...

Am 9. September 2001 lenkten Terroristen zwei Passagier-Jets in die Twin-Towers in New York. Vor den Augen der Welt brannten die legendären Türme und fielen dann in sich zusammen. 3000 Menschen fanden den Tod.

2012 - Bus-Unfall: Das völlig zerstörte Fahrzeug ...

Ein Autobus mit zwei Schulklassen verunglückt mitten in einem Schweizer Tunnel. 28 belgische Insassen sterben, darunter 22 Kinder. Für die Fotografen gibt es nicht viel mehr zu zeigen als das Wrack des Busses und den Tunnel.



Grausam ...



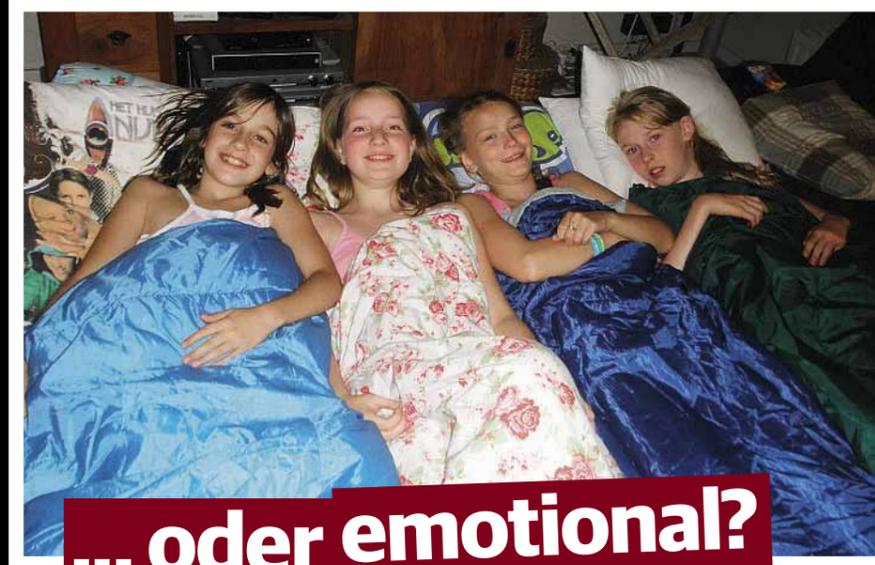
... oder erschütternd?

... oder die verzweifelten Opfer?

Nichts für zarte Gemüter: Die Nahaufnahmen der «9/11 jumpers» zeigen Menschen, die sich aus Verzweiflung aus mehreren hundert Metern Höhe aus den Twin Towers stürzen, bevor diese in sich zusammenfallen.

... oder die Kinder, die darin umkamen?

Vor dem Unglück hatten die Kinder einen Skiurlaub in der Schweiz verbracht. Sie dokumentierten ihre letzten glücklichen Tage mit selbst geschossenen Schnappschüssen. Hier die vier Opfer Emma, Emily, Eline, Emma.



... oder emotional?

► nicht» ist bei fast jedem Boulevardthema relevant und oft schwer zu beantworten. Natürlich dürfen keine Fotos publiziert werden, für die Opfer oder deren Angehörige keine Erlaubnis gegeben haben. Aber auch eine explizite Erlaubnis gibt der Zeitung keine Sicherheit. «Sie glauben ja nicht, wie viele Leute bei der BILD-Zeitung anrufen und sagen, könnt ihr nicht mal eine Geschichte machen und ich bin dann und dann mit dem im Café und da könnt ihr ein paar Fotos machen», erzählt der Chef von Axel Springer, Mathias Döpfner, in der «Zeit». Hinterher werde dann gesagt, dieser widerliche Boulevardjournalismus habe das persönliche Leben in die Öffentlichkeit gezerrt. Döpfner: «Es gibt ein Mass an Heuchelei und Verlogenheit, das ist schon interessant.»

Aber existiert denn - abseits vom juristischen - eine ethisch moralische Grenze? Eine Grenze des guten Geschmacks? Und wenn ja, wo liegt diese genau? Fragt man 100 Menschen, erhält man 20 verschiedene ►



Im Oktober 2011 wurde der libysche Ex-Diktator Muammar al-Gaddafi von Rebellen nach langer Verfolgungsjagd aufgespürt und erschossen. Einige Medien zeigten Gaddafi lebend, andere druckten Fotos der blutüberströmten Leiche. Im Internet kursierten gar Videos, die seine Hinrichtung dokumentierten.

► Antworten. Als der Blick bei der Berichterstattung über das Bus-Unglück im Wallis, das 22 Kindern und sechs Erwachsenen das Leben kostete, Fotos der Kinder aus dem Skilager vor dem Unglück abdruckte, wehte dem Ringier-Blatt ein steifer Wind ins Gesicht. Dem Blick wurde Voyeurismus und Pietätlosigkeit vorgeworfen. «Diese so genannten Experten haben allen Ernstes vorgeschlagen, wir hätten statt der Kinder den Bus oder den Tunnel zeigen sollen», ärgert sich Blick-Chefredaktor Ralph Grosse-Bley, «da kann ich nur lachen, denn so funktioniert Boulevard nicht. Boulevard muss emotionalisieren. Will man dieser schrecklichen Tragödie ein reales Gesicht geben, muss man in die Kindergesichter schauen und sehen, wie glücklich sie vor dem Unglück waren.» Dass seine Zeitung manchmal bewusst die Grenzen überschreitet, weist Grosse-Bley vehement von sich: «Wir gehen bewusst an die Grenzen heran. Und es kann höchstens passieren, dass man später feststellt, dass man sie überschritten hat» (siehe auch Interview Seite 8-9).

Tatsache ist: Viele Fotos, die in Boulevardzeitungen abgedruckt werden, bewegen sich in einer moralischen Grauzone, und innerhalb dieser Grauzone ist die Grenze fließend. «In den meisten Fällen werden die genauen Grenzen erst hinterher vom Gericht genau bestimmt», bestätigt Medienanwalt Matthias Schwaibold. Boulevard-Chefredaktoren balancieren also bei der Bildauswahl wie im Nebel auf einem schmalen Grat. Schwaibold: «Da ist das Risiko, einmal auf der falschen Seite der Linie zu landen, unvermeidlich.» In diesem Fall hat dann die Zeitung ein Problem und muss seriös damit umgehen. In Form von Gegendarstellungen oder Schadensersatzzahlungen. Boulevardjournalismus ist nichts Primitives, er gehört zu dieser Gesellschaft. Ebenso wie das gespreizte Rasonieren des Feuilleton oder die abgehobene Wichtigtuerei der Betterwisser. Allerdings: das Wichtigste darf nicht vergessen werden: Jeden Tag findet am Kiosk eine Art demokratische Abstimmung statt, ob der Leser die Zeitung kaufen will oder nicht. 🌐

2011 - Prozess um den Tod Michael Jacksons ...

Ein mediales Ereignis: Mehr als zwei Jahre nach dem Tod von Michael Jackson steht dessen früherer Leibarzt Conrad Murray in Los Angeles vor Gericht. Die Jury verurteilt ihn später wegen fahrlässigen Tötung.



Neutral ...

... oder das Opfer nach der Obduktion?

Im Verlauf des Prozesses gegen Conrad Murray tauchen Fotos von Michael Jackson auf, die den Popstar auf dem Obduktionstisch zeigen. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden die Bilder unter Verschluss gehalten.



... oder bewegend?

Ralph Grosse-Bley

«Haarscharf an die Grenzen»

Der Chefredaktor des «Blick» über die Diskussion und die Gratwanderung bei der Bildauswahl für Boulevardzeitungen.

Interview: Andi Kämmerling
Foto: Thomas Buchwalder

Herr Grosse-Bley, Sie sind ein Verfechter des «harten» Boulevards. Wie definieren Sie den Begriff «harter Boulevard»?

Ralph Grosse-Bley: Was hart ist, liegt oft im Auge des Betrachters. Ich vertrete einen klaren und eindeutigen Boulevard. Und das bedeutet: Du brauchst Bilder. Und du brauchst Menschen. Wir wollen mit Bildern die Schicksale von Menschen erzählen. Darum heisst mein Motto: Kein Foto - keine Geschichte. Weil der Boulevard seine Leser nur mit Fotos emotionalisieren kann. Und ohne Emotionalisierung kann der Boulevard nicht leben. **Welche Kriterien müssen Fotos in Boulevardblättern erfüllen?**

Im Mittelpunkt muss immer der Mensch stehen. Bei Unfällen beispielsweise ist es nicht das zerstörte Auto, sondern die Menschen, denen das Unglück passiert ist. Diese Betroffenen möchte der Leser anschauen und mit ihnen mitfühlen. Aber ich verstehe schon, dass es gerade bei schweren Unglücken viele hart finden, wenn sie in der Zeitung Fotos der Beteiligten sehen.

Juristisch ist klar, was erlaubt ist und was nicht erlaubt ist. Moralisch ist diese Grenze nicht so einfach zu ziehen. Wie gross ist da die ethische Grauzone, in der sich Boulevardmedien bewegen?

Ich befinde mich jeden Tag aufs Neue auf einer Gratwanderung zu entscheiden, welche Bilder wir drucken dürfen. Grundsätzlich hat jeder das Recht am eigenen Bild. Und es ist ja nicht so, dass wir uns darum nicht scheren. Wir müssen uns sehr wohl darum scheren und entschei-

den jeden einzelnen Fall neu. Es gibt ja kein Handbuch mit Regeln, die vorschreiben, wann ein Gesicht verpixelt werden muss oder wie breit der Balken vor den Augen sein soll.

Aber grundsätzlich ist die These richtig: Ist das Foto zu harmlos, emotionalisiert es den Leser nicht. Ist es zu hart, bekommt die Zeitung Prügel. Ja, das ist so. Aber was heisst schon harmlos? Erst kürzlich haben wir grauenhafte Fotos aus Syrien von verbrannten, entstellten Körpern bekommen. Wir haben das lange diskutiert und die Fotos doch abgedruckt, um bewusst zu schockieren. Weil der Krieg dort ein extremes Politikum ist und die zentrale Frage lautet: Wie lange will die Welt da noch zuschauen? Wir hätten aber ähnliche Bilder aus dem eigenen Land, beispielsweise von einem Explosionsunglück, garantiert nicht gezeigt.

Wie leicht rutscht man bei der Suche nach dem besten, emotionalsten Foto auch mal von diesem Grat ab? Das Risiko besteht ja.

Solche Fälle gibt es immer wieder. Weil die Frage, was öffentlich ist und was nicht, keine schlüssige Antwort zulässt.

Muss man nicht manchmal, wenn man guten Boulevard macht, diese Grenze bewusst überschreiten?

Bewusst überschreite ich die Grenze auf keinen Fall. Bestehen des Recht zu brechen, nur weil die Geschichte gut wäre, lehne ich ab. Aber ich gehe durchaus manchmal bewusst haarscharf an die Grenze heran.

Was heisst das konkret? Im Persönlichkeitsrecht gibt es keine sicheren Leitplanken, die klar und deutlich vorschreiben, was erlaubt ist und was nicht. Ob ich in einem Bericht oder mit einem Foto zu weit gegangen bin und ob eine Klage Erfolg hat, entscheidet im Streitfall das Gericht. Wir erfahren es also erst danach.

Gibt es Ausnahmesituationen, in denen Sie zugunsten eines tollen Fotos eine spätere Klage wegen Persönlichkeitsverletzung in Kauf nehmen? Im Extremfall drucke ich ein Bild im Wissen, dass es Ärger geben



kann. Viele Geschichten sind so genannte Mid-Risk-Stories, bei denen es theoretisch möglich ist, dass sich der Betroffene beschwert. Heute kann ja grundsätzlich jeder einen Grund finden, zum Presserat zu gehen, darum muss ich bei fast jedem Artikel eine Klage in Kauf nehmen. Und dann gibt es die High-Risk-Geschichten, mit denen sollte man sparsam umgehen. Das sind die, bei denen das Risiko hoch ist, vom Betroffenen danach juristisch belangt zu werden. Wenn aber vorab schon klar ist, dass wir juristisch kaum eine Chance haben, verzichten wir auf die Story oder das Foto. Ich nehme also allenfalls eine mögliche Klage der Betroffenen in Kauf, aber niemals eine vorsätzliche Rechtsverletzung.

▲ Befürwortet den klassischen Boulevard: Blick-Chef Ralph Grosse-Bley versucht täglich, die Leser seiner Zeitung mit Storys und Bildern zu emotionalisieren.

Immer wieder kommt die Kritik auf, dass Fotos im Boulevardzeitungen zu weit gehen. Auch im Blick. Wie gehen Sie damit um?

Die Aufregung, die die Konkurrenzmedien immer wieder schüren, ist scheinheilig und lächerlich. Weil es denen nur darum geht, einen wirtschaftlichen Konkurrenten zu schwächen und öffentlich schlechtzumachen. Das ist durchschaubar. Auseinandersetzungen mit Menschen, über die wir berichtet haben, und die zum Teil auch berechtigte Klagen gegen uns führen, nehme ich dagegen sehr ernst. Wenn wir wirklich mal unzutreffend berichtet haben oder sogar Persönlichkeitsrechte verletzt haben, setzen wir uns damit sehr seriös und intensiv auseinander. 🌐

Ein zufälliges Treffen ermöglichte die aufregendste journalistische Geschichte aller Zeiten.

Es war Anfang 1970. An einem frostigen Winterabend musste der 27-jährige Marine-Offizier Bob Woodward ein Paket im Weissen Haus abliefern. Im Wartezimmer begegnete der Soldat einem 30 Jahre älteren Mann. Dessen graues, dichtes Haar fiel ihm auf, der dunkle Anzug, das weisse Hemd, die schmale schwarze Krawatte. Er sei ein Beamter der Bundespolizei FBI, stellte er sich vor: «Mein Name ist Mark Felt.» «Leutnant Bob Woodward», antwortete der Marine-Offizier.

Sie redeten zwei Stunden lang, als seien sie Vater und Sohn. Er wisse nicht, was er nach dem Militär machen soll, klagte Woodward. «Ich helfe Ihnen», sagte Felt. Er gab dem Offizier seine Telefonnummer. «Rufen Sie mich einfach an, wenn Sie was brauchen.»

Zweieinhalb Jahre später, am 17. Juni 1972, brachen in den frühen Morgenstunden fünf Männer in ein Wahlkampfbüro der demokratischen Partei ein. Dieses befand sich im «Watergate», dem Wohn- und Bürokomplex am Potomac River, der durch die amerikanische Hauptstadt Washington fließt.

Noch in derselben Nacht stellte die Polizei die Einbrecher. Sie waren aus Florida angereist, trugen Anzüge, waren ausgerüstet mit Fotoapparaten und ausgeklügelten Aufnahmegeräten. Klauen wollten sie nichts, ihr Auftrag war es, politische Gegner auszuspionieren. «Fünf Männer verhaftet in einem Komplott, um das Büro der Demokraten zu verwanzeln», titelte die «Washington Post» am 18. Juni, an einem Sonntag.

Der damalige Marine-Offizier Bob Woodward war mittlerweile 29 Jahre alt und ein Reporter der «Washington Post», der auf seinen Durchbruch wartete. Der «Post»-Chefredaktor ▶

Sternstunde des Journalismus

Vor 40 Jahren erschütterte der **Watergate-Skandal** die Welt. Die spektakulärste Episode des investigativen Journalismus gipfelte 1974 im Rücktritt von US-Präsident Richard Nixon.

Text: Peter Hossli
Fotos: Tophan Picturepoint/Keystone, Bettmann/Cobis (3), Alex Webb/Magnum, Warner Bros./Sunset Boulevard/Corbis, Win McNamee/Getty Images, Christopher Felver/Corbis

Der Höhepunkt: Carl Bernstein (oben) und Bob Woodward verfolgen am 9. August 1974 auf der Redaktion der «Washington Post» gespannt die Rücktrittsansprache von Richard Nixon.



☐ Sie hielten den beiden Watergate-Reportern den Rücken frei: Die Herausgeberin der «Washington Post» Katharine Graham und Chefredaktor Ben Bradlee. Er leitete die Zeitung von 1965 bis 1991.

► Ben Bradlee setzte ihn und Carl Bernstein, damals 28, auf die eigenartige Geschichte um den eigenartigen Einbruch an. Bei einem der Einbrecher war ein Adressbuch gefunden worden. Darin stand der Name E. Howard Hunt, daneben der Vermerk «White House». Hunt, so viel war bekannt, war ein ehemaliger Mitarbeiter des Geheimdienstes CIA. Woodward besann sich auf seine Begegnung im Weissen Haus - und rief Mark Felt an, damals die Nummer zwei beim FBI. Denn das FBI ermittelte die Umstände des Einbruchs. «Können Sie mir bei Watergate helfen?», fragte Woodward. - Mark Felt antwortete knapp: «Ja, aber nur Off-the-Record.» So begann eine der spektakulärsten Episoden des investigativen Journalismus. Sie mündete im Rücktritt von US-Präsident Richard Nixon im August 1974. Als «beste Recherche aller Zeiten» pries der einstige stellvertretende Chefredaktor der «New York Times», Gene Roberts, die Zusammenarbeit von Woodward und Bernstein. Noch heute - 40 Jahre später - gilt Watergate als Synonym für hervor-

ragenden Journalismus. Er steht für eine Generation von Zeitungsmachern, die den Mächtigen auf die Finger schaute, hemmungslos forschte, suchte, grübelte - und fand. Platz heute ein Skandal, ist stets der Suffix «-gate» zur Hand: Monicagate bei Bill Clintons Affäre mit Monica Lewinsky. Nipplegate bei der Entblössung von Janet Jacksons Brustwarze. Antennagate für Empfangsprobleme beim iPhone 4. Bei Watergate wiesen Bernstein und Woodward Nixons Involvierung in den Einbruch nach - und enthüllten schwere Verbrechen, orchestriert vom Weissen Haus. Wenige Wochen nach dem Einbruch zeigte das Reporterpaar auf, dass Vertraute von Nixon mit Funkgeräten den Einbruch in einem Hotelzimmer mit Sicht auf Watergate koordiniert hatten. Woodward und Bernstein benutzten zahlreiche anonyme Quellen. Ihre wichtigste nannten sie «Deep Throat», eine Anlehnung an den gleichnamigen Titel eines pornografischen Films. Hinter «Deep Throat» verbarg sich Mark Felt. Bis 2005, 33 Jahre lang, blieb dessen Identität geheim.

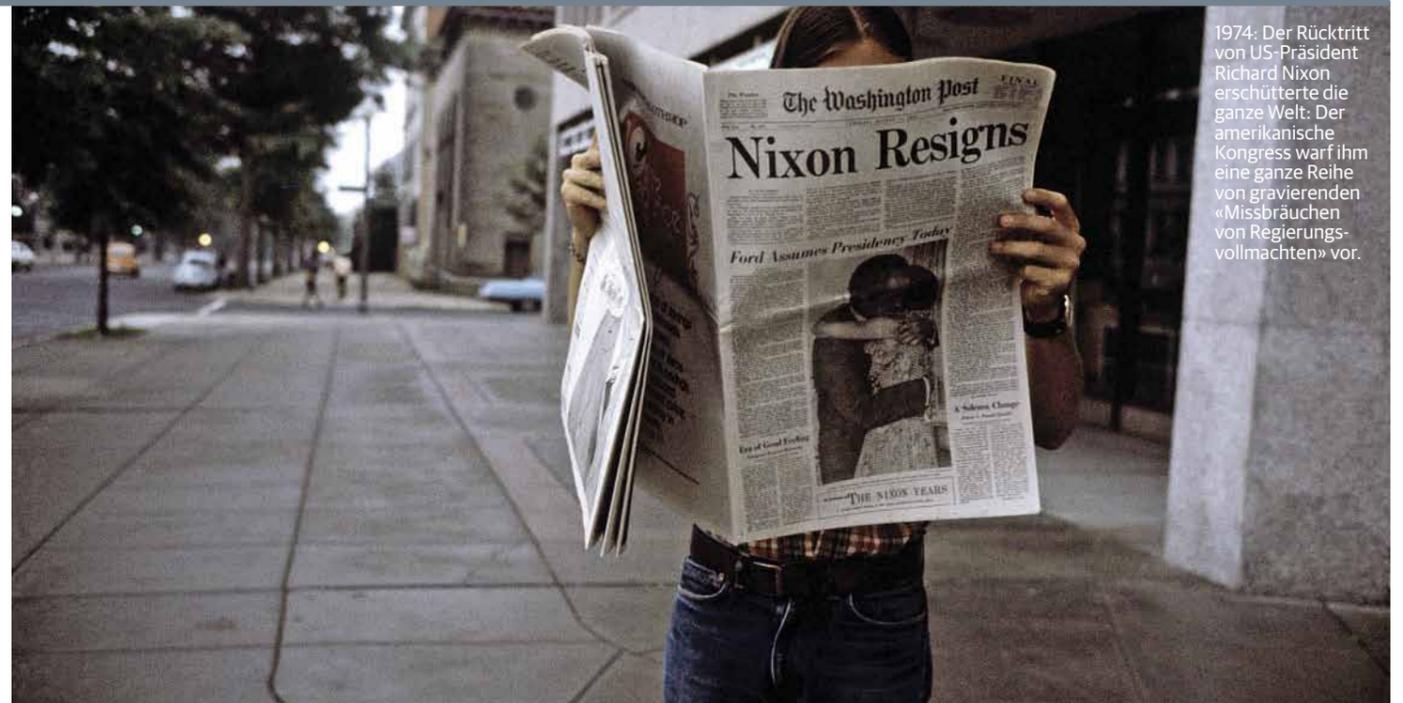
▼ Im Spielfilm «All the President's Men» spielen die Hollywoodstars Robert Redford und Dustin Hoffman die Reporter Woodward und Bernstein. Der Kassenschlager kam 1976 in die Kinos, zwei Jahre nach Nixons Rücktritt.

📷 Foto links: Im so genannten Watergate-Gebäude fand der Einbruch statt, mit dem die Recherche von Woodward und Bernstein ihren Anfang nahm.

Doch noch vor seinem Tod wollte der 92-jährige und leicht demente Felt an die Öffentlichkeit gelangen, was er dann auch tat. Bis zu diesem Zeitpunkt wussten nur vier Personen - Bernstein, Woodward, Bradlee und Felt -, wer «Deep Throat» wirklich war. Weil der Agent damals auf absolute Diskretion pochte. So durfte Woodward ihn nur zu Beginn der aufwändigen Recherche anrufen. Der einst selbst als Spion tätige Felt fürchtete, das FBI oder das Weisse Haus würde die Telefongespräche abhören.

Die Treffen mit «Deep Throat»

Die beiden vereinbarten, sich an geheimen Orten zu treffen. Dafür entwickelten sie ein ausgeklügeltes Kommunikationssystem. Liess Woodward die Vorhänge seiner Wohnzimmerfenster offen, wollte er Felt treffen. Spannte der Reporter ein rotes Tuch auf, war es dringend. Dann begegneten sie sich noch in derselben Nacht um 2 Uhr in einem Parkhaus in Arlington. Stets auf Parkfeld 32D, einer dunklen Ecke auf der untersten Etage der Garage. Höchste Vorsicht bleute Felt dem Reporter ein, schrieb Woodward später in der «Washington Post»: «Wenn du zu einem Treffen kommst, nimm die Treppe, nie den Lift!», befahl ihm der FBI-Mann. «Geh durch den Hinterausgang.» - «Benutze nie das eigene Auto.» - «Nimm ein Taxi.» - «Geh ein paar Strassen zu Fuss.» - «Nimm ein zweites Taxi.» - «Lass dich nicht bis zur Garage bringen.» - «Geh die letzten paar Strassen zu Fuss.» - «Wenn du das Gefühl hast, dir folgt einer, geh nicht in die Tiefgarage.» - «Wenn jemand von uns zu spät kommt, betrachten wir das Treffen als geplatzt.» Jeweils gute



1974: Der Rücktritt von US-Präsident Richard Nixon erschütterte die ganze Welt: Der amerikanische Kongress warf ihm eine ganze Reihe von gravierenden «Missbräuchen von Regierungsvollmachten» vor.

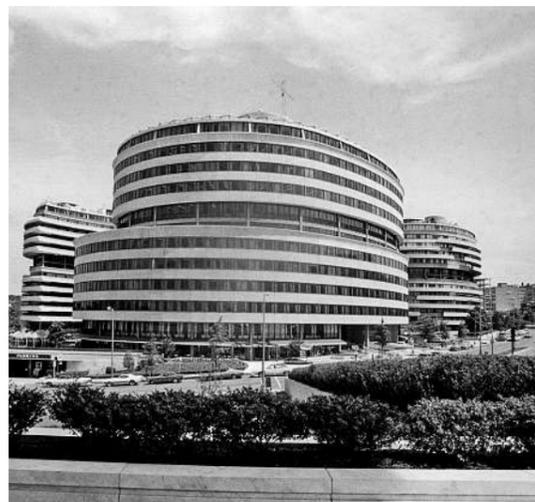
zwei Stunden war Bob Woodward zum Parkfeld 32D unterwegs. Warum war der FBI-Mann bereit, seine Informationen an die Medien weiterzugeben? Woodward und Bernstein kümmerten sich damals nicht um Felts Motive. «Bei einer Geschichte, die so spannend und komplex war, die sich ständig änderte, gab es wenig Zeit, die Motive der Quellen zu prüfen. Wichtig war, dass sich ihre Informationen überprüfen liessen, dass sie stimmten», so Woodward später. Als «mehrköpfiges Monstrum» beschrieb er das Komplott. «Dank Felts Position an der Spitze der Behörde, die den Fall untersuchte, hatten seine Worte und Anweisungen immenses, manchmal sogar überwältigendes Gewicht.»

Es werde wohl nie ganz klar sein, warum er auspackte, sagt Carl Bernstein heute. «Felt glaubte wohl, dass der Präsident und die Leute um ihn herum Verbrechen begannen hatte», sagt Bernstein. «Zudem war Felt wütend, dass er nicht Direktor des FBI wurde, vor allem war er empört darüber, dass das FBI unter dem neuen Direktor die offizielle Watergate-Untersuchung behinderte.» Woodward und Bernstein erhielten für ihre Arbeit den Pulitzerpreis, die höchste Anerkennung für US-Journalisten. Ermöglicht hatte ihre Recherche Verlegerin Katharine Graham. Sie gehörte zum Establishment von Washington und hielt den Reportern den Rücken frei - trotz massivem Druck des Weissen Hauses.

▼ Mark Felt, alias «Deep Throat»: Erst nach 33 Jahren, am 31. Mai 2005, wurde bekannt, dass der frühere Vize-Chef des FBI der wichtigste Informant in der Watergate-Affäre war.

📷 Foto links: Bob Woodward (rechts, 69 Jahre alt) und Carl Bernstein (68) sind heute wieder sehr eng befreundet.

«Katie Grahams Titten werden richtig gehend fertig gemacht, wenn das veröffentlicht wird», drohte beispielsweise der ehemalige Justizminister John Mitchell den Reportern, als sie ihm mitteilten, sie hätte seine geheimen Kassen entdeckt. Die «Washington Post» druckte die Geschichte, mitsamt Drohung. Für seine Rolle im Watergate-Skandal wurde Mitchell 1975 zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Schauspieler und Filmproduzent Robert Redford überzeugte Woodward und Bernstein, ein Buch über Watergate zu verfassen. Er kaufte die Filmrechte bevor es geschrieben war. «All the President's Men» kam am 9. April 1976 in die Kinos. Redford verkörperte Woodward, Dustin Hoffman spielte Bernstein. Nach ein paar Meinungsverschiedenheiten sind Bob Woodward und Carl Bernstein heute wieder eng befreundet - und die unangefochtenen Stars ihrer Branche. Woodward, mittlerweile 69, hat über ein Duzend politischer Bücher verfasst, viele davon Bestseller. Bernstein, 68, ging nach Hollywood, schrieb für Magazine, machte Fernsehen, publizierte zahlreiche Bücher. Fernsehmann Bob Schieffer nennt Woodward «den besten Reporter seiner Generation, vielleicht sogar den besten Reporter aller Zeiten». Und trotzdem: Noch immer steht Woodwards Nummer im gewöhnlichen Telefonbuch - angeblich, weil er will, dass jeder potenzielle Informant ihn erreichen kann. ☘



Carl Bernstein

«Wir hatten riesige Angst»

Im **Exklusiv-Interview** mit DOMO beschreibt Carl Bernstein, wie er zusammen mit Bob Woodward den Watergate-Skandal aufdeckte. Und erklärt, was der heutige investigative Journalismus daraus gelernt hat.

Mister Bernstein, warum ist Watergate eine gute Geschichte?

Carl Bernstein: Eine gute Geschichte packt die Leser, sie wirft Fragen auf - und beantwortet sie.

Aber Watergate ist doch mehr.

Ja - im Zentrum stand der amerikanische Präsident, die mächtigste Person der Welt. Richard Nixon hatte die Verfassung in ungeheurer Weise verletzt und kriminelle Akte verübt. Dennoch hat das amerikanische System funktioniert: Die Presse erfüllte ihre Aufgabe, ebenso die Justiz und das Parlament. Zuletzt musste der Präsident zurücktreten.

Wann merkten Sie, dass Watergate eine wichtige Story ist?

Bereits am Anfang. Es war aussergewöhnlich, dass in den Einbruch einflussreiche Leute der US-Regierung involviert waren.

Das Weisse Haus nannte Watergate einen «drittklassigen Einbruch».

Es ist wichtig zu verstehen, dass Watergate nicht nur ein Einbruch ins Büro der Demokraten war. Es ging um politische Spionage und Sabotage - orchestriert vom Präsidenten. Er versuchte, das wertvollste Gut unserer Freiheit zu behindern - demokratische Wahlen.

Was war für Sie der Höhepunkt der Recherche?

Als wir die geheimen Konten entdeckten. Über sie wurden nicht nur die Watergate-Wanzen finanziert, sondern viele geheime Aktionen. Als wir herausfanden, dass Leute im Umfeld von Nixon solche Konten kontrollierten, überkam mich ein

Adrenalin-Rush, wie ich es nie zuvor erlebte hatte. Ich sagte zu Woodward: «Mein Gott, gegen den Präsidenten wird ein Amtsenthebungsverfahren eröffnet.» Woodward sagte: «Mein Gott, du hast Recht, aber wir dürfen dieses Wort auf der Redaktion nie verwenden, sonst glaubt noch jemand, wir führten einen Kreuzzug gegen Nixon.»

Sie recherchierten bei der mächtigsten Macht der Welt, der US-Regierung.

Wie legten Sie da ihre Angst ab?

Vieles im Leben ist nur möglich, wenn man die Angst ablegt. Natürlich ist das einfacher im Alter von 28 oder 29. Wir hatten den Rückhalt der grossartigen und mächtigen «Washington Post». Chefredaktor Ben Bradlee und Verlegerin Katharine Graham gaben uns Sicherheit.

Sie nahmen Ihnen alle Angst?

Nein. Wir hatten riesige Angst, Fehler zu machen.

Wie erlebten Sie Watergate?

Es war wie der Einstieg in eine Badewanne. Als wir rein gingen, brühte das Wasser noch nicht. Schnell wurde es heisser, unsere Körper aber passten sich den steigenden Temperaturen an. Reporter lieben gute Geschichten. Diese Geschichte war grossartig, egal welche Gefahren sie barg.

US-Reporter scheinen oft furchtloser als europäische. Warum?

US-Medienhäuser verpflichten sich, ihren Lesern und Zuschauern die bestmögliche Version der Wahrheit zu beschaffen. Genau das ist guter Journalismus. Diese Tradition ist in Europa weniger verbreitet. Viele

Zeitungen und Magazine sind dort aus Parteien und ideologischen Bewegungen herausgewachsen.

Sie nannten Ihren anonymen Informanten Deep Throat. Dahinter verbarg sich FBI-Agent Mark Felt. Wie wichtig war er?

Die Mythen, die sich um Deep Throat ranken, sind letztlich übertrieben und aufgeblasen. Es gab nur rund ein halbes Dutzend geheimer Treffen zwischen Woodward und Deep Throat, dazu ein paar Gespräche am Telefon. Er lieferte uns wenige neue Informationen. Viel eher bestätigte er Fakten, die wir woanders herhatten.

Gleichwohl - Deep Throat ist der bekannteste Informant aller Zeit.

Dafür gibt es zwei Gründe. Zwar ist der Film «All the President's Men» sehr genau, aber er stellt die Treffen mit Deep Throat dramatischer dar als sie waren. Zum zweiten war seine Identität während dreissig Jahren geheim. Nur vier Leute wussten ja, wer Deep Throat war: ich, Woodward, Bradlee, Felt.

Ihre Arbeit nach Watergate wird immer mit Watergate verglichen. Ist die Geschichte für Sie und Woodward nicht eine Belastung?

Das ist Unsinn. Bob und ich haben später ähnliche Sachen getan wie bei Watergate, nämlich Macht und Machtmissbrauch aufgedeckt.

Aber keine Ihrer Geschichten kam an Watergate heran.

So etwas wie Watergate passiert nur einmal in deinem Leben. Ich habe versucht, etwas dabei zu lernen und das bei anderen Geschichten anzuwenden.

«Richard Nixon war besessen, sich zu rächen»

Sie trennten sich nach Watergate von Woodward. Warum?

In den späten Siebzigerjahren gab es ein paar Unstimmigkeiten. Beide benötigten Distanz voneinander.

Und heute?

Heute stehen wir uns näher denn je. Wir telefonieren mehrmals die Woche, schicken einander ständig Mails - und zwar seit vielen Jahren. Dieses Jahr haben wir gemeinsam ein Dutzend Vorträge gehalten.

In wie weit hat Watergate den Journalismus beeinflusst?

Die Geschichte hat die Grundregel des Recherchejournalismus bestätigt - immer die bestmögliche Version der Wahrheit abzubilden.



Wie findet man diese Version?

Man muss an viele Türen klopfen, die Schuhsohlen abtreten - und sich auf grossartige Chefredaktoren und Verleger verlassen können. Es braucht Raum zum Denken zwischen einzelnen Geschichten und den Luxus, mit einem Partner zu recherchieren, dazu die Zeit, eine Geschichte mit unterschiedlichen Informanten abzusichern. Es braucht immer mindestens zwei Quellen.

Hat Watergate den Journalismus auch negativ beeinflusst?

Viel Mächtigerjournalisten und ein paar echte glauben heute, es sei die Aufgabe des Journalismus, Ganoven zu überführen und Kontroversen herbeizuschreiben. Zunehmend bestimmen deshalb überhöhte Kontroversen, fehlende Einordnung, Klatsch und Sensationssgier die Presse. Die beste Version der Wahrheit bleibt da auf der Strecke.

Reporter recherchieren vermehrt mit Google, Facebook und Twitter. Was halten sie davon?

Social Media hat seinen Platz. So können die Leute von Schauplätzen Videos übermitteln und kurze Beobachtungen schildern. Aber es ist nicht dasselbe wie echte Recherchen von echten Reportern, finanziert von Medienhäusern

mit echten Standards, bei der die Wahrheit wichtig ist, nicht die Ideologie.

Wie beurteilen Sie den investigativen Journalismus von heute?

Es gibt noch immer hervorragende Recherchen, vor allem in den USA. Zunehmend ist in den Medien aber Geschwindigkeit zentral, nicht mehr Genauigkeit und Einordnung.

Glauben Sie, dass Zeitungen überleben werden?

Es ist für mich keine Frage mehr, ob gedruckte Zeitungen überleben. Das Internet ist eine grossartige Plattform für Journalismus. Jetzt braucht es aber Modelle, um damit Geld verdienen können. Das ist die grosse Herausforderung.

Für wen würden Sie als junger Reporter denn heute arbeiten?

Die beste Zeitung der Welt ist zweifellos die «New York Times». Sie ist mit der Zeit gegangen, hat sich angepasst und verpflichtet sich doch journalistischen Prinzipien.

Was ist eine gute Zeitung?

Eine, die nicht langweilig ist. Gute Zeitungen liefern grossartige Unterhaltung - und halten sich an journalistische Standards.

Und die «Washington Post»?

Es hat dort ein paar gute Reporter. Das Blatt steht noch immer zum investigativen Journalismus.

▲ Carl Bernstein in seinem New Yorker Büro. Der 68-Jährige arbeitet zeitweise immer noch als Journalist, schreibt heute aber vor allem Bücher. Ausserdem ist er Kolumnist im erfolgreichen US-Blog «Huffington Post».

Es hat aber die Redaktion ausgedünnt, alle Auslandskorrespondenten abgezogen und spielt längst nicht mehr in derselben Liga wie die «New York Times».

Warum verliessen Sie 1977 die «Washington Post»?

Ich wollte weg von der Tageszeitung, hin zu Magazinen. Nach meinem Austritt schrieb ich eine 25000-Wort-Geschichte für «Rolling Stone» über das Verhältnis von CIA und Presse. Danach arbeitete ich eine Weile beim Fernsehen. **Ihre Karriere verlief weniger gradlinig als jene von Woodward. Sind Sie mutiger als er?**

Da bin ich mir nicht sicher. Wir sind unterschiedliche Typen. Aber den Respekt, die Zuneigung und die Verbundenheit, die wir füreinander empfinden, kommt von Watergate.

Was denken Sie heute über Nixon?

Er war besessen davon, sich an Leuten und Behörden zu rächen, die er als politische Feinde sah - statt sich um das Land zu kümmern.

Sie und Woodward verdanken Nixon ihren Star-Status.

Es gibt eine eindeutige Verbindung. Nixon, Woodward, Bernstein werden noch dann untrennbar sein, wenn wir alle längst tot sind. 🌐

Interview: Peter Hossli
Foto: Ron Haviv/VII



2



3



4

Ringier-Fotos des Quartals

In dieser Ausgabe wurden gleich zwei Modesujets unter die besten Bilder des Quartals gewählt. Die Jury entschied sich diesmal für sechs Gewinner: Drei kommen aus der Schweiz, zwei aus Ungarn und einer aus Rumänien.

CHRISTOPH KÖSTLIN Fotograf
RALF JOST Bildredaktion

1 Einmal pro Monat präsentiert das Schweizer Mode- und Lifestyle-Magazin *SI Style* seinen Leserinnen auf acht Seiten ein grosses Portrait und Interview mit einer bekannten Schweizer Persönlichkeit. Bildmässig bewegt sich die *SI Style* dabei «auf der eher gediegenen Seite, nah und persönlich, fashionmässig», wie die für dieses Portrait verantwortliche Redaktorin Daniela Fabian-Fanconi erläutert. In der April-Ausgabe kam der 23-jährige Snowboard-Weltmeister Iouri Podladtchikov zur Kuschelstunde mit der *SI Style*. Die Fotos vom Sportler schoss Christoph Köstlin, der unter anderem auch schon mit dem Schweizer Star-Fotografen Marco Grob zusammengearbeitet hat. «Wir wollten Iouri Podladtchikov, weil er jung, frech und sexy ist und vor allem die Snowboard-Szene und damit die junge Generation anspricht. Und natürlich, weil er sehr erfolgreich ist.»

ÁRPÁD KURUCZ Fotograf
GÁBOR FEJÉR Bildredaktion

4 Árpád Kurucz's spektakuläres Sportfoto entstand beim letzten Spiel der ungarischen Wasserball-Meisterschaft zwischen den beiden Mannschaften Vasas und Eger in Budapest und wurde zum Spielbericht in Ringiers Tageszeitung *Népszabadság* abgedruckt. Für den Fotografen, der für seine eindrucksvollen Bilder an dieser Stelle im DOMO schon oft ausgezeichnet worden ist, war es ein ganz gewöhnlicher Auftrag, als er zu dem Wasserballturnier geschickt wurde. «Auf mich übt Wasserball eine ganz besondere Faszination aus», erklärt Árpád Kurucz, «darum hatte ich mir vorgenommen, während dieses Endspiels ganz neue und einzigartige Situationen auf den Bildern festzuhalten.» Der Auftrag aus der Sportredaktion von *Népszabadság* tonte schwer, wurde aber vom erfahrenen Profi Kurucz perfekt umgesetzt: «Man sagte mir: Mach für uns wie immer das beste Sportfoto.»

GABI HIRIT Fotografin
DOMNICA MARGESCU Bildredaktion

2 In ihrer April-Ausgabe präsentierte die ELLE in Rumänien ihren Leserinnen die Trends der Frühjahrs- und Sommermode. Das hier gezeigte Foto entstand in einer Serie namens «Tango Nuevo», fotografiert wurden die Bilder von Gabi Hirit. Das Fotomodell Aida trug dabei ein Kleid aus der diesjährigen Sommerkollektion des Designers Valentino. «Mir gefiel dieses originelle Kleid von Anfang an sehr», erklärt die Fotografin, «am meisten faszinierte mich der Kontrast zwischen der harten und androgynen Schönheit Aidas und der Weiblichkeit dieses Outfits. Und wie der Stoff die Rundung ihrer Brust umfiesst. Ich wollte aber kein süsses Foto machen, sondern ein Foto im Tango-Stil.» Nun, das ist Gabi Hirit auch in Perfektion gelungen. Dass man Valentinos offenerherzigen Trend als normaler Mensch im Büroalltag besser nicht anziehen sollte, blieb im Magazin allerdings unerwähnt ...

MARCO GROB Fotograf
SUSANNE MÄRKI Bildredaktion

5 In einem weiteren Portrait des Mode- und Lifestyle-Magazins *SI Style* wurde der Schweizer Daniel Humm vorgestellt. Humm, der in New York das 3-Sterne-Restaurant «Eleven Madison Park» führt und seinem Gästen traditionelle US-amerikanische Gerichte zubereitet, wurde erst im April 2012 zum besten Koch der USA gekürt. Bei ihm müssen sogar Promis wie Roger Federer, Beyoncé, George Clooney und Brad Pitt auf einen Tisch warten. Die Bilder dieser Strecke machte kein Geringerer als der bekannte Schweizer Portraitfotograf Marco Grob, der schon die 100 bekanntesten Amerikaner für das *Time*-Magazine abgelichtet hat. Burger – wie auf dem hier gezeigten Foto – serviert Humm in seinem Restaurant zwar nicht. Aber mit den Fingern essen zählt für ihn nicht zu schlechtem Stil. Im Gegenteil: «Es gehört in unserer schnelllebigen Zeit einfach dazu.»

VIKTOR VERES Fotograf
GÁBOR HEGEDŰS Bildredaktion

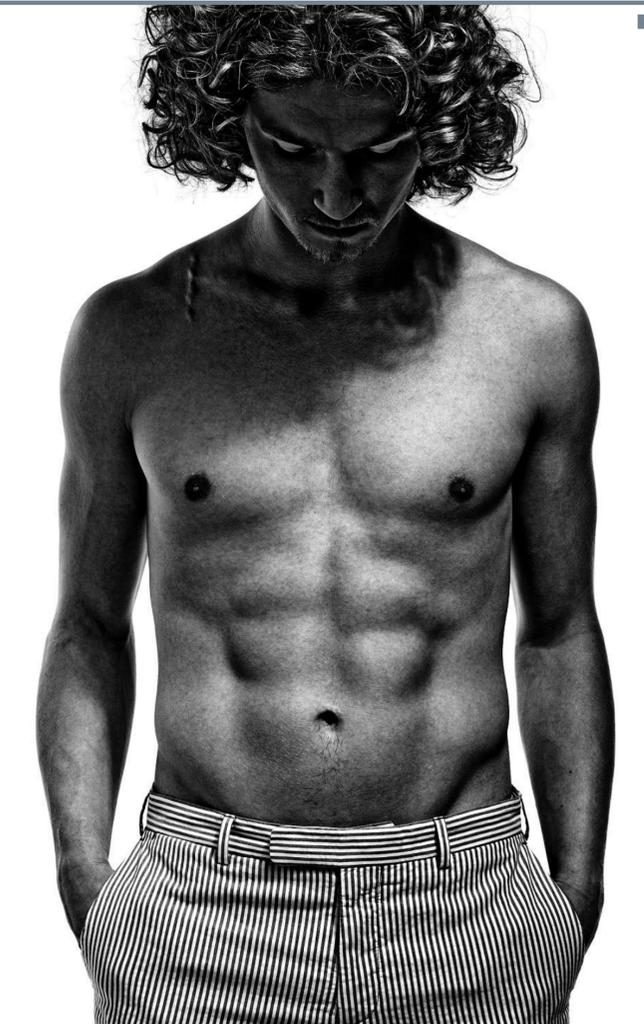
3 In der ungarischen Tageszeitung *Blikk* stellte Kira Kékely, die Sprecherin des Gesundheitsministeriums, im Rahmen eines Portraits ihre private Katzenansammlung vor. Kira Kékely bewundert aussergewöhnliche Katzen und sammelt sie in jeder Art und Form: lebendig, als Statuen, auf Bildern oder als Schmuckstücke. Auf diesem Foto zeigt sie uns zwei Sphynx-Katzen neben einer kunstvollen Katzen-Statue. Sphynx-Katzen, eine kanadische Rasse, sind haarlos und durch Mutation entstanden. Der Fotograf Viktor Veres kommentiert die Situation schmunzelnd: «Die lebendigen Katzen stören sich nicht im Geringsten an ihren künstlichen Artgenossen, darum kann ihre Besitzerin die Sammlung immer weiter ausbauen.» Mittlerweile hat Kira Kékely weit über 100 wertvolle Katzen-Exponate in ihrer Wohnung, die sie den Leserinnen und Lesern von *Blikk* mit Magazinen präsentierte.

THOMAS HERBRICH Fotograf
MARTIN MÜLLER Bildredaktion

6 Auf der Foto-Seite im Magazin des Schweizer SonntagsBlick zeigt die Redaktion regelmässig Unbekanntes, Schönes und nicht Alltägliches. Also ein perfektes Podium für den Fotografen Thomas Herbrich, der sich selbst als «Lüftler und Bastler» bezeichnet. Herbrichs Bilder von sich verflüchtendem Rauch, der bizarre Figuren bildet, sind grossartig und faszinierend. Und alles andere als leicht zu fotografieren. «Zigarettenrauch ist schnell, extrem schnell sogar», sagt Herbrich, «ich habe selten etwas Schnelleres fotografiert. Meine normale Studioblitzanlage mit ihrer *Vivosec* war viel zu langsam. Und ich als Fotograf auch.» Also blieb nur die Schrotflinten-Technik: Draufhalten und viele Fotos machen. Tausende, Zehntausende. Und 99 Prozent davon wieder löschen. Und das, obwohl er Rauch eigentlich gar nicht mag. Herbrich: «Ich bin nämlich Nichtraucher.»

112 Fotos aus fünf Ländern nahmen an der Auswahl zu den Ringier-Bildern des Quartals teil.

An dieser Stelle stellt DOMO regelmässig die besten Fotos vor, die im vergangenen Quartal in Ringier-Titeln publiziert wurden.



1

DOMO - Juni 2012 | 17



5



6

An dieser Stelle stellt DOMO regelmässig die besten Ringier-Fotos des vergangenen Quartals vor.

Giovanni di Lorenzo

«Frauen arbeiten effizienter»

Vaterschaftsurlaub, Frauenquote, Tischgebet: Giovanni di Lorenzo, Chefredaktor der Wochenzeitung «Die Zeit», erklärt, was in seinem Leben wichtig ist. Und wieso er seine Zeitung in kurzer Zeit so erfolgreich gemacht hat.

Zwei Wände tapeziert mit Titelgeschichten, die Giovanni di Lorenzo seit 2004 als Chefredakteur verantwortet. 400-mal die grosse Seite 1 der Wochenzeitung «Die Zeit». Kleinkopiert natürlich. Sein Büro ist ja kein italienisches Landhaus, das er sonst problemlos damit dekorieren könnte, sondern ein kleines Zimmer im 6. Stock des Hamburger Pressehauses. Auf der Fensterbank seine handschriftliche Notiz: «Heimat ist der Ort, den man mit Geschichten füllen kann.»

Die Tür fliegt auf, di Lorenzo (53) weht wie ein warmer Wind herein. Er sinkt ins schwarze Sofa, trinkt Jasmintee aus einer Glastasse.

Sie haben mal gesagt: «Ich leide an einem akuten Unersetzlichkeitssyndrom» ...

... das war ironisch gemeint!

Wirklich? Jetzt bin ich aber gespannt! Der Satz stammt aus dem Buch «Wofür stehst Du?», das ich mit Axel Hacke geschrieben habe. Im Kapitel über den Wert der Familie geht es unter anderem darum, dass ich in den vergangenen Jahren keinen Vater kennengelernt habe, der nicht bei der Entbindung seines Kindes dabei war. Diesem Kollektivzwang wollte ich mich entziehen, und meine Frau war damit auch einverstanden. Als die Geburt meiner Tochter unmittelbar bevorstand, setzte ich mich also allein in den Warteraum des Krankenhauses, neben mir stand

schon das Bettchen fürs Baby bereit. Aber ich habe nur kurze Zeit durchgehalten - und schliesslich kleinlaut an der Pforte zum Kreissaal geläutet. Ich fühlte mich sogar dort dringend gebraucht.

Ihre Redaktion hätte Sie gerne im Vaterschaftsurlaub gesehen.

Alle jungen Väter bei der «Zeit» nutzen die Möglichkeit, in Elternzeit zu gehen. Insofern war ich eine Ausnahme, und das haben mir die Kollegen auch zu verstehen gegeben. Aber manche Posten sind schwer zu splitten, weil sich die Aufgaben des Chefredakteurs in den vergangenen Jahren verschoben haben. Er ist heute auch ein Manager, der permanent unter Erfolgsdruck steht und dafür sorgen muss, dass sich die Zeitung jede Woche gut am Kiosk verkauft. Da braucht es auch eine kontinuierliche Führungsarbeit.

Gehen Sie deshalb nicht auf Dienstreise?

Meine längste Dienstreise in den letzten acht Jahren hat zwei Tage gedauert. Dieses Jahr will ich aber endlich mal richtig weg - eine Woche nach China.

Unter Ihrer Leitung ist die Auflage von 460 000 auf über 500 000 Exemplare gestiegen. Den Gewinn konnten Sie sogar vervierfachen.

Das ist aber nicht mein Verdienst, sondern das Ergebnis eines hervorragenden Verlages und einer ebenso guten Redaktion. Und das liegt zum einen daran, dass der Anteil der

weiblichen Leser bei 43 Prozent liegt. Für eine politische Wochenzeitung wie «die Zeit» ist das sehr viel. Aus Untersuchungen wissen wir, dass Frauen sich eher für Literatur und Psychologie, Gesellschaft und Reisen interessieren. Zum anderen ist es uns gelungen, mit dem ZEIT-Magazin jüngere Leser anzusprechen. Dort geht es auch um Mode und Design, also um Themen, die uns eher wesenfremd sind. Dabei dürfen wir unsere Tradition nicht aufgeben: Reformen sind notwendig, aber wir dürfen unseren Stammlesern nie das Gefühl geben, dass sie nicht mehr wichtig sind. Wir sind nach wie vor ein Orientierungsmedium in einer sich dramatisch wandelnden Zeit.

Welches Führungsprinzip leben Sie?

Ich bemühe mich um ein Klima, in dem Menschen ohne Angst arbeiten können. Das hat auch einen ganz pragmatischen Grund: Ich bin darauf angewiesen, dass meine Kolleginnen und Kollegen gute Ideen haben und interessante Themen vorschlagen. Und gerade bei aussergewöhnlichen Geschichten ist der Grat zwischen «sehr gut» und «sehr peinlich» oft schmal. Niemand soll dann auf Nummer sicher gehen, weil er Angst vor dem Chef hat. **Und umgekehrt? Misst Ihre Redaktion Sie an Ihren Leitartikeln?**

Wir sind eine Redaktion, in der Autorität von Autorenschaft kommt. Wenn Berlusconi zurücktritt, ist es schon wichtig, in zwei Stunden einen Leitartikel zu schreiben, mit dem man sich nicht blamiert. Die Tage, an denen ich meine Bürotür zumachen und schreiben kann, sind allerdings selten. Um mir ein paar Freiräume zu erhalten, habe ich keinen Blackberry. Nachdem ich mein Büro verlassen habe, lese ich keine Mails mehr. Ich bin nicht auf Facebook, und ich twitere nicht. ▶

Giovanni di Lorenzo ist Journalist, Moderator und Autor von Sachbüchern. Es war daher eine Überraschung, als er den autobiografischen Erzählband «Wofür stehst Du?» gemeinsam mit seinem Freund und Kollegen Axel Hacke herausgegeben hat.



«Glamourpaar» titeln die deutschen Medien gerne, wenn di Lorenzo und seine Lebenspartnerin Sabrina Staubitz über einen roten Teppich schreiten. Die beiden traten 2005 bei einer Gala in Berlin erstmals als Paar auf.

Halbtaliener aus Rom nach Hannover übersiedelten.

Man bekommt, wenn man als Kind nie eine feste Heimat hatte, ein ganz gutes Gefühl für Aussenseiter. Ich habe die Ausgrenzung gelegentlich selbst erfahren. Als ich an meiner Schule in Hannover als erster Ausländer zum Schülersprecher gewählt wurde, kommentierte ein Oberstudienrat das vor versammelter Klasse mit den Worten: «Di Lorenzo, diesen Itaker, sollte man aufhängen.» Der Schulleiter hat damals nichts unternommen, und meiner Mutter habe ich die Geschichte nie erzählt. Ich hatte Angst, dass sie das nicht verkraftet. Heute interessieren mich Extremisten weniger. Wogegen ich aber eine allergische Abneigung entwickelt habe, ist jede Form von Konformitätsdruck.
Warum sind Sie trotzdem in Deutschland geblieben, als Ihre Mutter und Ihr Zwillingbruder nach Italien zurückgingen?

Ich habe die deutsche Sprache als meine Heimat entdeckt. Ich war 18 Jahre alt und machte ein Praktikum bei der «Neuen Presse» in Hannover. Am zweiten Tag schrieb ich einen Artikel über den italienischen Sänger Angelo Branduardi. Als ich abends mit meinem schrottreifen Fiat 127 nach Hause gefahren bin, wusste ich: Das ist mein Job, das will ich machen.
Lust, eine andere Zeitung zu übernehmen?

Boulevard möchte ich nicht machen, das können andere besser. Es gibt schon einen Wunsch. Aber sehen Sie, da schlägt die italienische Hälfte in mir durch.
Sie sind aber gläubisch?

So sehr, dass ich lieber nicht darüber sprechen möchte.
Seit einigen Jahren haben Sie zuhause das Tischgebet aufleben lassen.

Ja, das habe ich unvorsichtigerweise in dem Buch «Wofür stehst Du?» gebeitet. Offenbar war das wirklich ein Tabubruch: Auf nichts werde ich so oft angesprochen wie auf diese kurze Passage.

Interview: Stephanie Ringel. Fotos: Volker Hinz / Stern/Picture Press, Karin Rocholl / Picture Press, Public Address / Intertopics.



PERSÖNLICH
Ein Journalist und Manager

Giovanni di Lorenzo, 53, ist Chefredakteur der deutschen Zeitung «Zeit». Das Blatt hat eine Auflage von 500 000 Exemplaren und konnte den Gewinn unter seiner Führung vervierfachen.

Der Deutsch-Italiener arbeitet seit 1979 als Journalist, zunächst für die «Neue Presse» in Hannover. 1985 wechselt er zur Süddeutschen Zeitung, wo er bis 1998 als Reporter und Ressortleiter tätig ist. 1999 übernimmt er die Chefredaktion des «Tagesspiegel» in Berlin, bevor er am 15. August 2004 Redaktionsleiter der ZEIT wird.

Di Lorenzo hat mehrere Bücher geschrieben. Bekannt sind seine Interview-Gespräche mit dem deutschen alt Bundeskanzler unter dem Titel «Auf eine Zigarette mit Helmut Schmidt». Sein Buch über den deutschen Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg wurde kritisch aufgenommen. Der Vorwurf: mangelnde Distanz. Di Lorenzo hat mit seiner Lebensgefährtin, der Fernsehmoderatorin Sabrina Staubitz, eine vierjährige Tochter. Die Familie lebt in Hamburg.

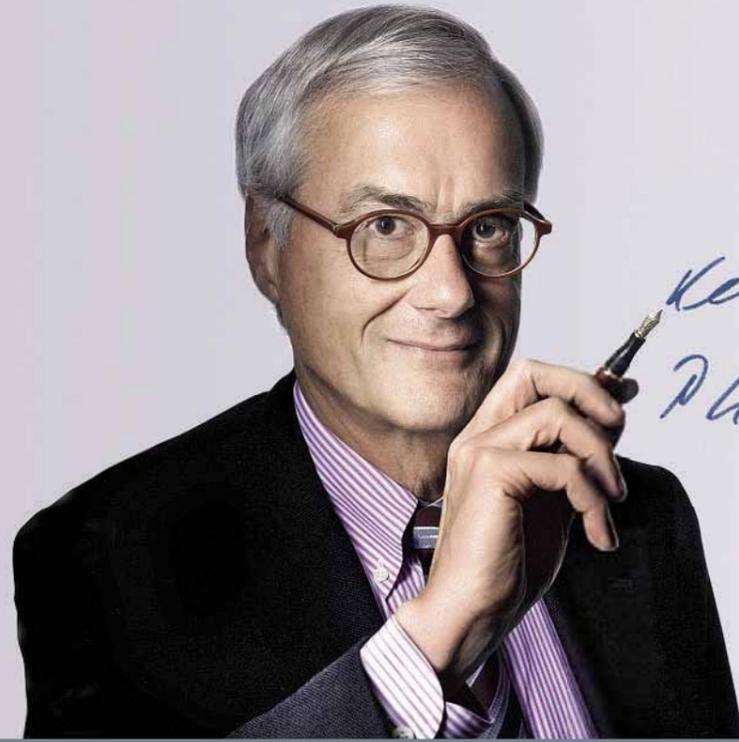
► **Das ist Ihr Anti-Burnout-Programm?** Genau. Ich treffe lieber Leute in Gesprächskreisen oder bei Abendessen. Menschen, von denen ich weiss, dass sie irgend etwas sehr viel besser machen als ich. So versuche ich, mich in regelmässigen Abständen selbst zu relaunchen. Sonst entwickelt man das klassische Provinzschauspieler-Syndrom: Wer nie mit guten Regisseuren gearbeitet hat, kultiviert seine Schwächen, statt sie zugunsten der Stärken zurückzufahren.
Haben Sie deshalb auch in einem Leitartikel erklärt, die Frauenquote für «Die Zeit» einzuführen? Es ist unser Ziel, innerhalb der nächsten fünf Jahre mindestens dreissig Prozent der Führungspositionen in der Redaktion mit Frauen zu besetzen. Ich glaube, dass wir mit der Frauenförderung im Journalismus nicht weiterkommen, wenn wir uns diesen Druck nicht machen. Die Initiative «Pro Quote» hat zu Recht be-

klagt, dass der Frauenanteil in den Chefredaktionen der deutschen Tages- und Wochenzeitungen nur bei kläglichem zwei Prozent liegt. Ich will da in meinem Bereich etwas ändern!
Immerhin haben Sie schon eine Fotochefin und eine Art-Direktorin. Nicht nur. Wir haben zum Beispiel auch eine Chefin vom Dienst, eine Textchefin, eine Ko-Ressortleiterin Dossier, mehrere stellvertretende Ressortleiterinnen und Seitenverantwortliche. Frauen sind nicht die besseren Journalisten, sie führen auch nicht besser. Nur eben anders, meistens uneitler. Sie diskutieren nicht um des Diskutierens willen. Oft arbeiten sie auch effizienter.
Welche inhaltlichen Schwerpunkte will «Die Zeit» zukünftig setzen? Wir wollen weiter versuchen, eine Stimme der Vernunft zu sein. Und wir halten uns nach wie vor an das Credo von Marion Gräfin Dönhoff: «Die Zeit» will niemanden indoktri-

▲ In loser Folge interviewt Giovanni di Lorenzo den deutschen alt Bundeskanzler und Mitherausgeber der «Zeit» Helmut Schmidt. Die Gespräche erscheinen als Interview und in Anlehnung an Schmidts Kettenraucherei unter dem Titel «Auf eine Zigarette mit Helmut Schmidt». Hier sitzen die beiden Männer in di Lorenzos Büro.

nieren, sondern ihren Lesern die Mittel an die Hand geben, die sie brauchen, um sich eine eigene Meinung zu bilden. Das bedeutet auch, dass wir Ansichten abdrucken, die manchem nicht behagen und zum Widerspruch reizen. Wie soll man seine eigene Position überprüfen und schärfen, wenn man die anderen gar nicht kennt? Eine Zeitung kann etwas anderes leisten als Fernsehen und Internet, sie muss Hintergrundwissen liefern und Orientierung geben. Dieser Aufgabe versuchen wir bei der «Zeit» Woche für Woche aufs Neue gerecht zu werden, übrigens mit viel Leidenschaft. Dennoch gelingt es nicht immer.
Warum nicht? Es ist oft verlockend, mit dem Fernsehen oder dem Internet in Konkurrenz zu treten, auch dann aktuell zu sein, wenn es für eine Wochenzeitung eigentlich aussichtslos ist. Deshalb überlegen wir uns jede Wo-

che Titelgeschichten, die entweder ein ganz anderes, überraschendes Thema setzen oder das aktuelle so aufarbeiten, dass es noch einen Erkenntnisgewinn bringt.
Haben Sie deshalb vor Kurzem das Ressort für investigative Recherche eingeführt? Enthüllungsjournalismus war bislang nicht das Markenzeichen der «Zeit». Wir stehen eher für Essays, Reportagen und Leitartikel. Diesem Bild wollen wir nun eine Facette hinzufügen. Das Investigativ-Team besteht aus fünf ausgezeichneten Journalisten, die von Hans Werner Kitz, dem ehemaligen Chefredakteur der Süddeutschen Zeitung, beraten werden. Das Team soll für frischen Wind sorgen und alle Ressorts ansprechen, exklusive Geschichten zu recherchieren.
Ein Lebensthema von Ihnen ist Extremismus, seit Sie nach der Scheidung Ihrer Eltern als 11-jähriger



*Kennen Lie Frau
Pham Thi Ngoc?*

Wer Mark Zuckerberg ist, dürfte nach dem Börsengang von Facebook wohl jedem bekannt sein, der überhaupt mit Medien in Berührung kommt. Die unternehmerische Leistung ist ohne Zweifel eindrucksvoll, wie nachhaltig das Geschäft ist, muss sich allerdings noch erweisen. Aber kennen Sie Frau Pham Thi Ngoc? Wohl kaum, obwohl auch Sie eine bemerkenswerte unternehmerische Leistung erbracht hat. Ich habe sie vor wenigen Wochen im Mekong Delta mit meiner Familie besucht. Frau Pham Thi Ngoc arbeitet nicht in einem gekühlten Büro sondern draussen bei 35° Grad und 90% Luftfeuchtigkeit. Sie betreibt ihr Geschäft auch nicht mit Software, sondern mit einer sehr soften Hardware: mit Schweinen. Mit einem Microcredit der Dariu Foundation - die finden Sie über die neue Homepage von Ringier - hat sie zwei Ferkel gekauft. Eines wurde als Muttersau gross gezogen, das andere als ausgewachsenes Schwein verkauft. Das Geld dafür hat sie wieder in Ferkel investiert. Heute macht Frau Pham Thi Ngoc mit Schweinen einen Jahresumsatz von 50'000 Dollar. Und zwar mit einem erwiesenermassen nachhaltigen Geschäftsmodell. Auch Frau Thach Thi My Duong hat unternehmerischen Geist bewiesen. Mit einem Kredit von 100 Dollar hat sie Bambus gekauft und fertigt heute grosse Körbe an, in denen vor allem Hühner transportiert werden. Da sie nicht wusste, wie man solche Körbe fertigt, hat sie einen gekauft, ihn auseinander genommen und dann exakt nachgebaut. Damit verdient sie heute statt einem Dollar wie früher fünf Dollar am Tag und schickt ihre Tochter zur Schule.

Was lernen wir aus dieser Geschichte? Erstens: Praktisch jeder Mensch hat das Potential, unternehmerische Initiative zu entwickeln, sofern er die Möglichkeit dazu erhält. Es liegt an uns, das entsprechende Umfeld dafür zu schaffen. Und zweitens sollte es für einen erfolgreichen Unternehmer nicht einfach darum gehen, viel Geld zu verdienen. Wesentlich sinnvoller und befriedigender ist es, auch für andere etwas tun zu können. So wie das Thomas Trüb vor zehn Jahren mit der Gründung der Dariu Foundation gemacht hat. Tausende von Vietnamesen haben dank ihm ein wesentlich besseres Leben. Er hat dafür etwas weniger Geld, aber dafür die unendlich grosse Befriedigung, nicht nur für Ringier etwas Nachhaltiges und Wertvolles geschaffen zu haben.

Michael Ringier

20% Ermässigung für alle Mitarbeiter von Ringier

Gutscheincode:
Ringier 2012



Finden Sie bei uns über 50'000 Geschenkideen und 600 Erlebnisse für das ganze Team!

Erlebnisse & Events



Geniessen auch Sie die einmaligen Erlebnisse und Events! Bei einer Auswahl von rund 600 verschiedenen Angeboten ist bestimmt auch das Richtige für Sie dabei!

Spielzeug



Bringen auch Sie die Augen Ihres Kindes zum funkeln! Mit unserem breiten Sortiment haben Sie beste Chancen, Ihrem Kind das perfekte Geschenk zu machen.

Parfum & Kosmetik



Profitieren Sie vom grössten Kosmetikangebot der Schweiz. Über 20'000 Artikel der bekanntesten Parfum- und Kosmetik-Marken stehen zu Ihrer Auswahl.

Betty's Kitchen

- ▶ Koch- und Lifestylemagazin
 - ▶ Monatlich
 - ▶ Auflage: 685 000
 - ▶ 2,1 Mio. Leserinnen
 - ▶ Team: 8 RedaktorInnen, 2 Grafiker, 3 Produzenten, 2 Web Editors, ein Verkaufsleiter, ein Fotoredaktor, 2 Fotografen. Dazu 8 freischaffende Autoren und Fotografen
 - ▶ Marktführer bei den Kochmagazinen in China
 - ▶ Betty's Kitchen fördert die Kochkultur und hilft vor allem urbanen Leserinnen, praktische Erfahrungen mit gesunder Kost am Kochherd zu sammeln.
 - ▶ Zielgruppe von Betty's Kitchen sind Frauen zwischen 25 und 40, die in grossen Städten wohnen und die Entscheidungsträgerinnen der familiären Ernährung sind.
- www.beitaichufang.com



Das Team von Betty's Kitchen:
 Ren Yunli (Chefredaktorin), Molly Lee (Art Director), Wang Jihui, Wan Yaxin, Li Yun, Wang Juan, Yang Tao, Wu Xiao Qiu, Jin Lan, Liu Zheng, Wang Yin hao, Chen Huachen, Pang Yonggang, Yu Bin, Han Ning, Yang Hui.

In China isst das Auge mit

Food-Fotos zählen zu den anspruchsvollsten Bildern in Zeitungen und Zeitschriften. Ringiers chinesischem Kochmagazin **Betty's Kitchen** gelingt es optisch immer wieder, den Lesern das Wasser im Mund zusammenlaufen zu lassen.

«My deara frienda, come to Modena»

In den Opernhäusern von Mailand bis Sydney galt er als bedeutendster Tenor aller Zeiten. Bei Interviews zeigte sich **Luciano Pavarotti** eher eigenwillig. Davon kann auch Ringier-Reporter Michael Merz ein Lied singen.

Text: Michael Merz
Foto: Dukas

Modena ist eine kleine Provinzstadt in Norditalien. Ich sitze dort in einem kleinen Hotelzimmer und telefoniere. Mit Luciano Pavarottis Manager in New York. Und während die Verbindung zustande kommt, denke ich daran, wie ich Pavarotti vor ein paar Wochen erstmals begegnet war. Der Direktor des Zürcher Opernhauses, Helmut Drese, hatte ihn engagiert, ihm für drei Abende gute 100 000 Franken Honorar bezahlt. Die drei Vorstellungen waren natürlich ausverkauft.

Ich durfte Pavarotti in diesen Tagen begleiten. Hinter und auf der Bühne, im Hotel, dann zum Reitstall des bekannten Schweizer Springreiters Thomas Fuchs, wo sich der mächtig füllige Mann tatsächlich auf eines der Pferde geschwungen hatte und in der Reithalle im Kreis geritten war. Und zum Abendessen verputzte der Startenor dann erschreckende Mengen Austern. Staunenswert. Nun hocke ich also in Modena, der Heimatstadt Pavarottis, und harre der Dinge, die da kommen sollen.

«My deara frienda», hatte der grosse Pavarotti mir in Zürich in seinem besten Englisch gesagt:

«Come to Modena. There we will make a biiiiig interviewa.» Seine Ehefrau Adua, eine stämmige, kleine Italienerin, hatte dazu genickt. Wir hatten Adressen ausgetauscht. So reiste ich zum Tenor.

Und es begann gut. Ich wartete vor dem Hotel. Ein Maserati rauschte heran. Am Steuer Pavarotti selbst. So fett und mächtig, dass er wie ins Leder eingegossen wirkte. «You lika the car?», fragte er und setzte dazu: «It's a gifta!» Schon sauste der Wagen die breite Via Giardina hinunter, dann über holperige Feldstrassen zum Anwesen der Familie. Dort wartete Pavarottis Adua, sie führte mich zum Interview ins Musikzimmer. Ein putziges Kämmerchen, vollgestopft mit einem kleinen Flügel, einem Schreibtisch sowie einem halbleeren Vertiko, in dem nur die eingespielten Werke des Hausherrn standen. Und jene Carusos.

Dann, hinter dem winzigen Schreibtisch, der wahrhaft korpulente Sänger. Bereit zum Interview. Dachte ich jedenfalls. Doch der Tenor mochte nicht. «Habena Sie meine Memoiren gelesen?» fragte er und gab die Antwort gleich selbst: «Hier habena Sie eina Exemplar. Lesena Sie dasa und kommena Sie danacha zurücka.» So war ich nach einer guten Viertelstunde wieder zurück im Hotel und schon bald am Telefon mit New York. Gegen schlechte Behandlung - so grollte ich - gibt es nur ein Gegenmittel: Man muss sein Gegenüber genauso schlecht behandeln. «Wenn ich morgen

früh kein anständiges Interview mit Herrn Pavarotti bekomme, reise ich ab und werde die Geschichte so schreiben, wie ich sie erlebt habe.» Eine Viertelstunde später klingelte mein Telefon. «My deara frienda», schnurrt die Stimme Lucianos aus dem Hörer. «I will coma anda fetch you tomorrow morning with my car. Is okay, elevena a clocka?» Und so geschah's.

Ein ganz normaler Bauer

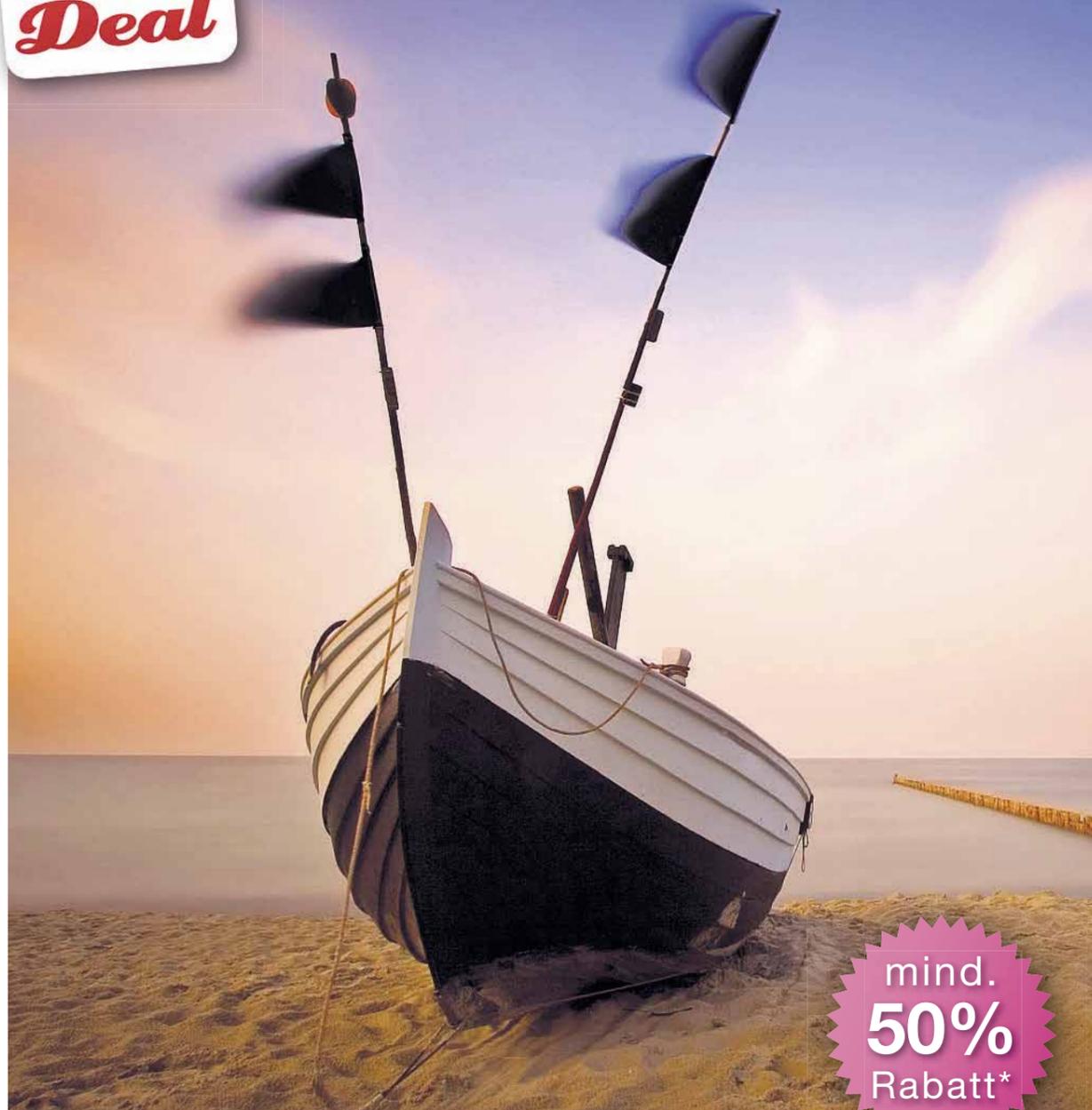
Wer aber nun glaubt, dass sich der grosse Luciano Pavarotti damit geschlagen gab, irrt. Wir setzten uns erneut an sein Pültchen. Der Recorder lief. Und jede seiner Antworten begann mit: «Wie ich in meinem Buch geschrieben habe ... Wenn Sie mein Buch gelesen haben, wissen Sie ...» Oder der Meister steckte während seiner Antwort einen Bleistift in den vollautomatischen Bleistiftspitzer. Ganze halbe Bleistifte lang ... Der Lärm war jener eines startenden Jets, die Antwort damit auf dem Band kaum zu hören ... Ich schwitzte Blut und Wasser! Aber irgendwie schaffte ich es, eine gute Stunde durchzuhalten und mit genug Material aus dem Haus zu marschieren.

Und doch: Das Gespräch einmal beendet, wurde aus Luciano Pavarotti plötzlich ein normaler, italienischer Bauer, der mir, während er mich zum Ausgang führt, plötzlich zuwinkt und mich in die Küche führt. Dort schneidet er mit einer Riesenmaschine wunderbar feine Scheibchen vom Prosciutto di Parma, füllt zwei Gläser mit rotem, schäumendem Lambrusco («It'sa my wina»...), prostet mir zu. Irgendwann kommt Adua vom Einkauf zurück, bringt frisches Brot. Wir sprechen. Über Gott und die Welt. Pferde. Stars. Geld. Nur nicht über Musik. Alles ganz zivilisiert. Es wurde mein einziges Gespräch mit dem Tenorissimo. Weitere Interviews mit ihm habe ich vermieden. Luciano Pavarotti starb im September 2007. ☹

◀ Als Mitglied der «Drei Tenöre» (mit Plácido Domingo und José Carreras) und als Duettpartner vieler Pop-Künstler wurde Luciano Pavarotti zu einem medialen Superstar. Er starb 2007 im Alter von 72 Jahren.



*DeinDeal.ch garantiert mind. 50% auf den Originalpreis unserer Partner / z.B. Travel: Städtetrip, Kreuzfahrt, Skiferien u.v.m.



Für Sommergeniesser: Für Inselhopper, Sonnenanbeter, Wandervögel, Adventure-Freaks, Weltreisende, Strandläufer und alle, die einfach gerne Ferien und Wärme haben; die besten Deals für den Sommer findest du bei **DeinDeal.ch**.

Damit du auch unterwegs immer von den besten Deals erfährst, lade dir jetzt unsere App für iPhone und Android-Phones runter.



deindeal.ch
DIE BESTEN DEALS IN DEINER STADT

Schicken Sie Ihre Fragen an: domo@ringier.com



Mitarbeiter fragen ...

Zeichnung: Igor Kravarik

Seit Anfang April sind Sie CEO der gesamten Ringier AG. Was verändert sich damit konkret für die Ringier-Standorte in Osteuropa und Asien?

Marc Walder, CEO Ringier AG: In Osteuropa werde ich versuchen, meine Erfahrungen aus der Schweiz mit einzubringen. Einerseits in den Verwaltungsrat unseres Joint Ventures mit Axel Springer. Andererseits gegenüber den Verantwortlichen für Ungarn und Rumänien - diese beiden Länder gehören ja noch komplett und ausschliesslich Ringier. Ich denke beispielsweise an die Bereiche Ticketing oder Events. In Asien wiederum beschäftigt uns die Frage: Was ist unser nächster Schritt in China?

Christian Unger hatte eine 100-Prozent-Stelle, Sie ebenfalls. Arbeiten Sie nach der Zusammenführung dieser beiden Positionen jetzt zu 200 Prozent?

Ein CEO ist nie isoliert zu betrachten. Ich bin eingebettet in eine komplexe Organisation. Diese besteht aus einer Vielzahl von Geschäftsführern aller Ringier-Bereiche und den CEOs

der diversen Firmen, an denen wir beteiligt sind. Ich würde mich als hart arbeitenden Teamplayer bezeichnen. Die Belastung wird hoch bleiben. Das gilt für mich und alle Mitarbeiter bei Ringier. Aber nicht nur bei Ringier. Bei allen anderen Medienunternehmen und überhaupt in der Wirtschaft. Die Anforderungen an Mitarbeiter sind in den vergangenen Jahren generell kontinuierlich gestiegen. Diesen Rhythmus gilt es mitzugehen.

Werden Sie künftig auch öfter die verschiedenen Standorte in der Schweiz und im Ausland besuchen? Selbstverständlich. Das konkrete Bild vor Ort ist ebenso wichtig

«Anforderungen an Mitarbeiter sind gestiegen»

Marc Walder
CEO Ringier AG



wie das Excel-Sheet auf dem Bildschirm.

Viele Mitarbeiter freuen sich, dass endlich wieder ein Journalist das Unternehmen leitet. Was liegt Ihnen mehr am Herzen, die Rentabilität der Firma oder die journalistische Qualität?

Beides. Ohne Rentabilität kein guter Journalismus. Und ohne guten Journalismus keine Rentabilität.

Sie sind ja nicht nur CEO, Manager und Journalist, sondern auch Ehemann und Familienvater. Beruflich lässt sich viel delegieren, privat geht das ja nicht. Wie bringen Sie Beruf und Privatleben unter einen Hut, und was sagte Ihre Frau Susanne zu der Idee, auch noch Christian Ungers Amt zu übernehmen? Auch Ihr Tag hat ja nur 24 Stunden ...

Susanne unterstützt mich im Beruf, seit wir zusammen sind, seit zehn Jahren. Sie weiss, wie ein Medienunternehmen funktioniert, sie ist Journalistin. Das prägt und hilft. Es mag etwas unromantisch tönen, aber auch das Familienleben muss bei uns exakt geplant sein. Dann funktioniert es für alle Beteiligten ganz gut.



10 JAHRE DABEI:
Monbaron Claude, Ringier Romandie
Meier Raoul, Ringier AG
Nöcker Marcel, Ringier AG
Novak Bürgisser Veronika, Ringier AG
Ulrich Susanne, Ringier AG
Híres Gabriella, Ringier Ungarn
Thury Gábor, Ringier Ungarn
Popescu Gabriela, Ringier Rumänien
Sornea Gabriel, Ringier Rumänien

20 JAHRE DABEI:
Zdravkovic Snezana, Ringier Print
Hauger Caroline-Micaela, Ringier AG

25 JAHRE DABEI:
Liechti Robert, Ringier Print
Ischer Ursula, Ringier Zofingen
Weber Marlise, Ringier AG
Carlucci Maria, Ringier AG
Simon József, Ringier Ungarn

30 JAHRE DABEI:
Luccarini Primo, Ringier Print
Franchina Claudio, Ringier Print
Hunkeler Walter, Ringier Zofingen
Von Arx Beat, Ringier AG
Rothen Beat, Ringier Zofingen
Nöthiger Roland, Ringier Zofingen
Mäder Stefan, Ringier AG

35 JAHRE DABEI:
Richter Roland, Ringier Print

PENSIONIERUNGEN:
Bernet Irene, Ringier AG
Pekgüçer-Stauffer Heidi, Ringier AG
Flörchinger Ulrich, Ringier AG
Hug Jeannette, Ringier AG
Kunz Silvia, Ringier AG
Thurnherr Othmar, Ringier AG
Bruno Blaser, Ringier Print
Schneider Jürg, Ringier Print

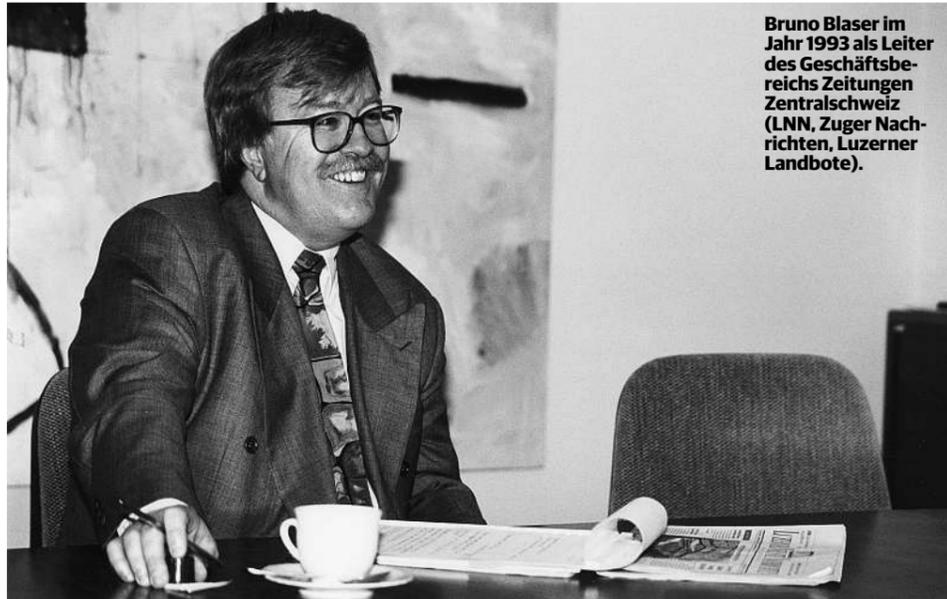
Wir trauern um
Eliane Schweitzer
 Beraterin Blick

...ist am 10. April verstorben. Sie war seit Januar 1976 für Ringier tätig.

DOMO: Wieder ein Preis
 Eine internationale Jury hat DOMO den Astrid Award für das weltweit beste Design in der Kategorie «Unternehmensmagazine» verliehen. Teilgenommen haben 19 Magazine aus sieben Ländern.

Eine Legende tritt ab

Mit fast 67 Jahren geht **Bruno Blaser** in den Ruhestand. Zuletzt war er Geschäftsleiter von Ringier Print Adligenswil.



Bruno Blaser im Jahr 1993 als Leiter des Geschäftsbereichs Zeitungen Zentralschweiz (LNN, Zuger Nachrichten, Luzerner Landbote).

Mit 66 Jahren, da fängt das Leben an», sang Udo Jürgens in seinem Hit. Für Bruno Blaser gilt das nur bedingt: Mit seiner Pensionierung fängt höchstens sein neues Leben an. Denn sein Arbeitsleben, das nun hinter ihm liegt, hatte es in sich. Es gab wohl kaum eine Funktion im ganzen Unternehmen, die er in seinen 42 Dienstjahren nicht innehatte. Angefangen hatte alles im Jahr 1970, als der damals 25-jährige Blaser in Ringiers Druckerei in Zofingen als Ausbilder im Bereich Vorstufen anfing. «Eigentlich war mein Ziel, Ringier nach 1-2 Jahren zu verlassen», sagt er zurückblickend mit seinem typischen Schmunzeln, «nach meinen Lehrjahren im Ausland wollte ich in der Branche wieder Fuss fassen. Ringier zeigte mir jedoch immer wieder innerhalb der Firma Chancen und Weiterentwicklungen auf, die ich nutzen wollte.» Und diese Chancen hat er wirklich genutzt. So kurz wie möglich zusammengefasst: In den 70er-Jahren war Blaser für den Aufbau und die Leitung der Aus- und Weiterbildung der Offset-

Reproduktion in Zofingen zuständig, danach war er Leiter Prepress, Mitglied der Geschäftsleitung C.J. Bucher AG Luzern/Offsetzentrum Adligenswil. 1988 wurde Blaser Personalleiter der Ringier AG Zofingen, leitete ab 1993 den Bereich Zeitungen Zentralschweiz der Ringier AG, war ab 1996 Bereichsleiter Verlage, Mitglied der Geschäftsleitung der Neuen Luzerner Zeitung, ab 2000 dann Verlagsdirektor von Blick/SonntagsBlick - und seit Oktober 2009 Geschäftsführer von Ringier Print Adligenswil und Mitglied der Geschäftsleitung

von Ringier Schweiz. Uff - was für eine Vita - beeindruckend! Auch Marc Walder, CEO der Ringier AG, konnte sich auf Blasers Loyalität stets verlassen: «Bruno Blaser hat Ringier während mehr als vier Jahrzehnten in unterschiedlichsten Funktionen entscheidend mitgeprägt.» Für Blaser selbst war es stets wichtig, ein gutes Arbeitsklima zu schaffen und die Anliegen der Mitarbeiter ernst zu nehmen. Und was sind seine persönlichen Zukunftspläne? «Ich lasse das erst mal auf mich zukommen», sagt Blaser und lehnt sich lächelnd zurück.

A. K.



1981: Auf einer Geschäftsreise in Japan lernte Bruno Blaser Sushi lieben.



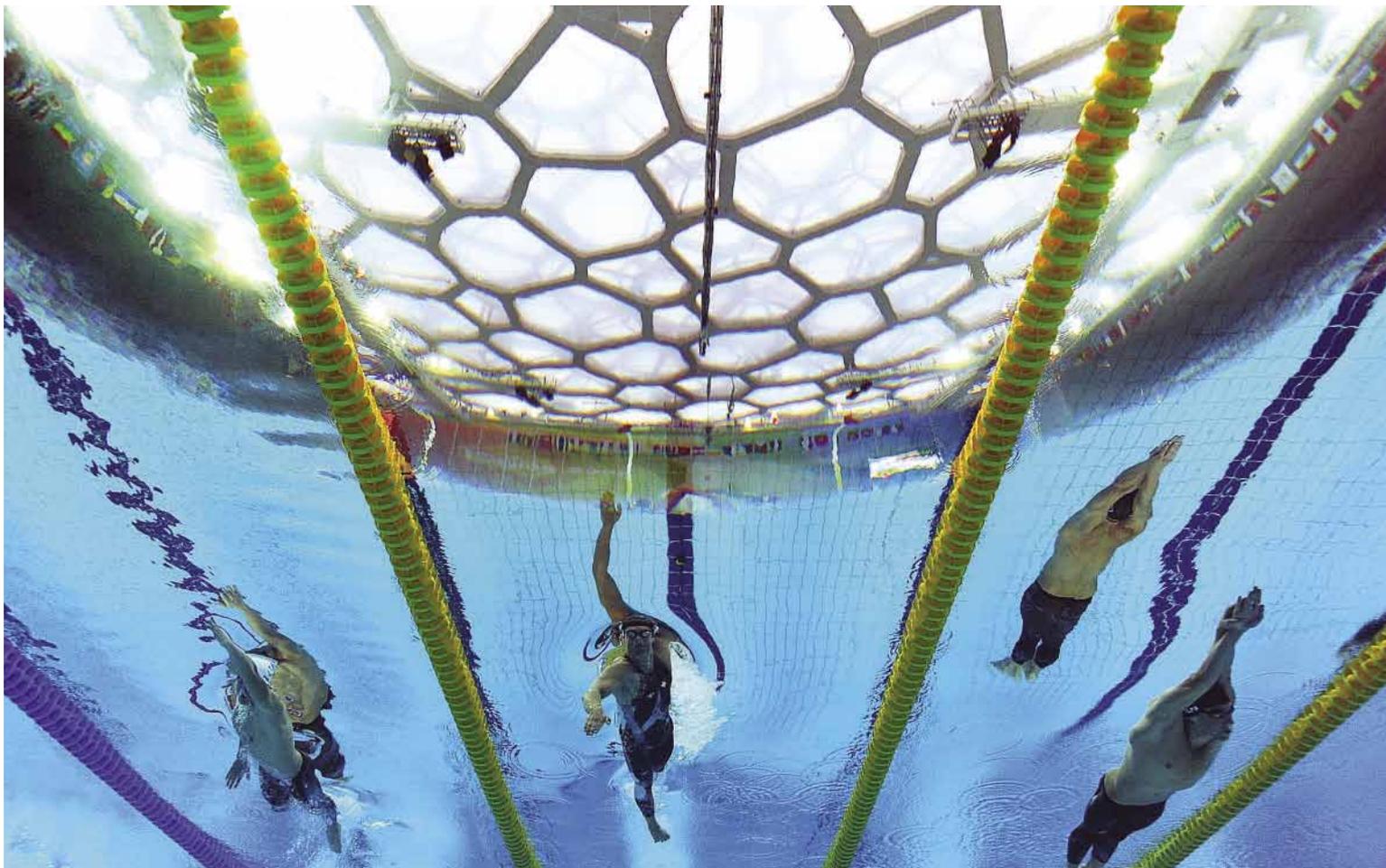
Heute, mit 66 Jahren, freut sich Blaser auf etwas mehr Musse.



Über 4 Millionen
 passende Bilder
www.ringier-rs.ch

Mit den Datenbanken CORBIS, Corbis Motion, Scanpix und RDB ist Ringier Redaktions-Services die Nr. 1 für visuelle Inhalte in der Schweiz. Unsere Portale geben Ihnen Zugang zu über 4 Millionen Bildern und über 100 000 Motion Clips.





82246368, Adam Pretty/Getty Images.

Park Taehwan (Südkorea), Dominik Meichtry (Schweiz) und Michael Phelps (USA) während der Olympischen Spiele am 11. August 2008 im National Aquatics Center, Beijing, China.



144741504, Matt Cardy/Getty Images.

David Beckham empfängt das Olympische Feuer bei seiner Ankunft auf der Royal Naval Air Station Culdrose bei Helston am 18. Mai 2012 in Cornwall, England.



143627563, Alex Grimm/Bongarts/Getty Images.

Fahrradfahrer im Wettkampf während des Rund um den Finanzplatz Eschborn-Frankfurt Fahrradrenns am 1. Mai 2012 außerhalb von Hofheim nahe Frankfurt am Main, Deutschland.

Faszination Sportfotografie

Wir stellen das Beste aus Sport, Entertainment, Nachrichten, historischen Momenten und kreativen Inhalten über verschiedene Plattformen und Marken bereit. Jedes Mal, wenn wir bei Getty Images Inhalte kreieren, ausstellen und weitergeben, haben wir ein Ziel: kreative Ideen lebendig werden zu lassen.

[gettyimages.ch/editorialimages/sport](https://www.gettyimages.ch/editorialimages/sport)

Verlage und Redaktionen
Gebührenfreie Service-Line
in der Schweiz: 0800 000305
municeditorial@gettyimages.com

gettyimages[®]